



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Sprache & das Selbst:
Die Rolle von Sprache in der Selbst-Konstruktion russischer
und ukrainischer MigrantInnen

Verfasserin

Bakk. phil. Lisa Hessenberger

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 243 361

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Diplomstudium Slawistik Russisch

Betreuer:

Ao. Univ.-Prof. Dr. Gero Fischer

Ich danke allen Personen, die für diese Arbeit ihre Zeit und ihre sehr persönlichen
Erfahrungen mit mir geteilt haben.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	7
A. Theorie.....	11
1. Die Konstruktion der Wirklichkeit.....	11
1.1. Alltagswelt & Interaktion.....	13
1.2. Die Institutionalisierung & Objektivierung der Alltagswelt.....	15
Exkurs Rollen.....	19
1.3. Die Internalisierung der Wirklichkeit.....	20
2. Das Selbst im Wechselspiel von Gesellschaft & Sprache.....	23
2.1. Individualisierung.....	25
2.2. Konstruktionen des Selbst.....	28
2.3. Sprache & das Selbst.....	33
2.4. Migration, Sprache & das Selbst.....	38
B. Studie.....	45
3. Untersuchungsmethoden.....	45
3.1. Erhebung.....	46
3.2. Analyse.....	49
3.3. Die Befragten.....	51
4. Rollen & Funktionen von Sprache in der Selbst-Konstruktion.....	54
4.1. Sprache als Kapital.....	54
4.2. Sprache als „Wurzel“.....	62
4.3. Sprache & Ethnizität.....	68
4.3.1. Ethnische Selbstzuschreibung.....	69
4.3.2. Ethnische Fremdzuschreibung.....	74
Exkurs Macht.....	81
4.4. Sprachideologie.....	83
5. Resümee.....	90
6. Резюме.....	97
7. Literaturverzeichnis.....	106
Anhang.....	113
I. Abstract.....	113
II. Transkriptionszeichen.....	115
III. Verzeichnis über die geführten Interviews.....	115
IV. Lebenslauf.....	116

Einleitung

Das Selbst ist als ein Prozess aufzufassen, der auf der Zugehörigkeit zu einer sozialen Gemeinschaft und auf sozialer Anerkennung beruht. In Prozessen der Selbst-Konstitution wird in einem gewissen Maß versucht ein Gefühl von Kohärenz und Kontinuität herzustellen. Dafür werden zum einen Identifikationen benötigt, die durch Zuschreibungen und Zugehörigkeit zu sozialen Gemeinschaften geschaffen werden können. Zum anderen werden Zugehörigkeiten sprachlich vermittelt und auf Basis von SpracheN vorgenommen. Die Konstitution des Selbst muss allerdings nicht von dem Wunsch nach einem kohärenten Sinngehalt bestimmt sein. Sie wird aber von Bedürfnissen geleitet, die aus der persönlichen und gesellschaftlichen Lebenssituation heraus entstehen. Insofern konstruieren sich Personen ihrE SelbstE nicht in beliebiger und jederzeit revidierbarer Weise, sondern versuchen ihre Konstruktionen des Selbst in ein Verhältnis zur erlebten Wirklichkeit zu setzen. Somit wird das Selbst auch immer in einem sozialen und machtbestimmten Raum gebildet. Die Arbeit am Selbst und dessen Anerkennung ist darüber hinaus von Ressourcen und Kapital abhängig. Diese reichen von fundierten Fachkompetenzen bis hin zu sozialen Netzwerken.

Im Kontext der Migration kommt den relevanten Faktoren zur Selbst-Konstruktion einer Person besondere Bedeutung zu, da sie über das alltägliche Maß hinaus Veränderung erfahren. Dies bedeutet konkret, dass Zugehörigkeiten zu sozialen Gruppen mit dem Ändern des Lebensmittelpunktes umgestaltet oder gar aufgelöst werden. Familie, Freunde und Freundinnen sowie KollegInnen werden zurückgelassen, während man in der neuen sozialen Gemeinschaft unter Umständen kaum jemanden kennt. Anstatt dazu zu gehören, wird eine Person eher als fremd erlebt. Soziale Verbindungen müssen erst wieder neu aufgebaut und Netzwerke für die Anerkennung gefestigt werden. Ein weiterer Faktor für die erfolgreiche Selbst-Konstitution ist die Sprache. Die Selbst-Darstellung muss nach der sprachlichen Migration größtenteils in einer anderen, womöglich erst zu erlernenden Sprache stattfinden und Zuschreibungen zu sozialen Gruppen anhand von Sprache werden im Migrationsland vermutlich anders vorgenommen, als es vor der Migration der Fall war. Schließlich ändern sich die Ressourcen und das Kapital nach der Migration. Sprachenkenntnisse werden erworben, neue Netzwerke werden versucht zu schaffen, sprich der Wille und die Ausdauer sich ein neues Leben aufzubauen sind groß. Auf der anderen Seite werden Ausbildungen und Titel oftmals nicht oder nur mit großem Aufwand anerkannt und bereits erwähnte, früher vorhandene soziale Netzwerke fallen weg. Der soziale Status der immigrierten Person muss erst bestimmt werden.

In dieser besonderen Situation, in der die wesentlichen Konstituenten der Selbst-Konstruktion

an Relevanz zunehmen, erscheint der Prozess der Verortung und Wertschätzung des Selbst und der sozialen Positionierung einer Person in der Gesellschaft als besonders aufschlussreich. Aufgrund des großen Stellenwerts, den Sprache für die Konstitution des Selbst hat, werden in dieser Arbeit daher die *Rollen und die Funktionen der russischen und deutschen Sprache in Selbst-Konstruktionen von Menschen, die in Russland und der Ukraine geboren sind, nach ihrer Migration nach Wien* untersucht. Dazu sind von Juli bis Oktober 2009 zehn Interviews mit zehn in Russland oder der Ukraine geborenen Personen geführt worden. Das Ziel der Arbeit besteht zum einen darin die in der Frage formulierten Rollen und Funktionen von SpracheN zu charakterisieren. Zum anderen sollen vom Umgang mit der deutschen und der russischen Sprache Schlüsse auf die sozialen und gesellschaftlichen Strukturen der Lebenswelt von russischsprachigen MigrantInnen gezogen werden.

Die Arbeit selbst gliedert sich in zwei Teile, dem theoretischen und empirischen, mit ihren jeweiligen Kapiteln und Unterkapiteln. Im ersten Kapitel des theoretischen Teils werden die Grundlagen der Forschungsperspektive beschrieben, die auch gleichzeitig die Basis für die Forschungsmethoden darstellen. Der phänomenologische Ansatz Husserls, Schütz' und in weiterer Folge Berger und Luckmanns dient als die Sichtweise, die auf das Forschungsphänomen eingenommen wird. Darin wird die Wirklichkeit, in der wir leben, als menschliches Erzeugnis und als konstruiert verstanden. Historische Sozialstrukturen und gewisse Weltauffassungen, darunter auch jene von Sprache und Kultur, wirken auf das Selbst von Menschen.

Im zweiten Kapitel des Theorieteils wird die Konstruktion des Selbst im Wechselspiel von Gesellschaft und Sprache behandelt. Wir lernen über die Ausdifferenzierung der modernen westlichen Gesellschaften, die eine Individualisierung und neue Grundlagen für Selbst-Konstruktionen zur Folge hat. Vor diesem Hintergrund wird ferner beschrieben, wie Selbst und Teilselbst geschaffen, stabilisiert und verändert werden. Dabei spielt die Sprache eine wesentliche Rolle. Im Zusammenhang mit dem Migrationshintergrund der Befragten muss auch die Verquickung von Sprache, dem Selbst und der Identifikation mit sozialen Klassifikationen, wie etwa Ethnizität, Nationalität oder Kultur sowie den Beziehungen zwischen gewissen Gruppenzuschreibungen von Personen und den Überzeugungen und sozialen Praktiken, die eine Gruppenzugehörigkeit scheinbar ausmachen, beschrieben werden. Zusätzlich zu den allgemein theoretischen Ausführungen werden im empirischen zweiten Teil schließlich spezifische Antworten auf die in der Arbeit gestellten Fragen gegeben.

Mit dem dritten Kapitel, das sich den Untersuchungsmethoden der Erhebung und Analyse sowie den Spezifika der Befragten widmet, beginnt der empirische Teil dieser Arbeit. Im vierten Kapitel werden die Ergebnisse der Forschung präsentiert. Die Studie zeigt, dass die russische und die deutsche Sprache Funktionen als Kapital, als "Wurzel" sowie als ethnische

Selbstzuschreibung und Fremdzuschreibung erfüllen. Sie spielen somit eine elementare Rolle in der Konstruktion des Selbst nach der Migration. Wie bereits festgestellt worden ist, finden Selbst-Konstruktionen in einem machtbestimmten Raum statt. Auf Fragen der Macht und des sozialen Status von MigrantInnen wird besonderer Fokus im Zusammenhang mit Sprachideologien gelegt. Als spezifische linguistische Praktiken, die Personen als soziale und ideologische Subjekte konstituieren, kann auf Basis der Auseinandersetzung mit Sprachideologien erfasst werden, in welcher Art gesellschaftlicher Machtbeziehungen Subjekte eingebunden werden.

A. Theorie

„Alles, dem sich das menschliche Bewusstsein in der Welt zuwendet, erweist sich grundsätzlich als irgendwie deutbar.“

Luckmann 1980: 93

1. Die Konstruktion der Wirklichkeit

Wir leben in einer Wirklichkeit, die wir für selbstverständlich und mehr oder minder gegeben nehmen. Für uns ist diese Wirklichkeit die alltägliche Lebenswelt, an der wir unausweichlich und regelmäßig teilnehmen, die wir, sofern wir wollen, mit unserem Handeln verändern können. Innerhalb unserer Lebenswelt können wir uns mit unseren Mitmenschen verständigen, sodass nicht nur ich mit meinem Handeln auf mein Gegenüber und auf meine Lebenswelt wirke, sondern auch mein Gegenüber auf mich wirkt. Das bedeutet auch, dass Personen ihre mich einschließenden wechselseitigen Beziehungen so erfahren, wie ich sie erfahre. Ich nehme meine Mitmenschen also nicht nur leiblich wahr, wenn sie mir im Gespräch gegen überstehen oder auf der Straße an mir vorbei gehen, sondern ich erfasse sie auch mit ihrem Bewusstsein, von dem ich annehme, dass es im Wesentlichen meinem gleich ist. Die Lebenswelt ist also von Anfang an intersubjektiv.

Alfred Schütz definiert folgende Annahmen, welche die natürliche Einstellung unserer Lebenswelt umfassen: Menschen existieren körperlich, ihr Körper ist mit einem Bewusstsein ausgestattet. Die Außenweltdinge der Umwelt und der Mitmenschen sind gleich und von gleicher Bedeutung. Eine weitere Vorannahme lautet, dass Menschen mit ihren Mitmenschen in Wechselwirkung treten und sich mit ihnen verständigen können. Jede Person geht auch davon aus, dass eine geordnete Sozial- und Kulturwelt für sie und andere Menschen historisch vorgegeben ist, in der sie selbst nun, zu einem gewissen Zeitpunkt in der Geschichte, ihr Leben gestaltet.

Die Lebenswelt ist jene Wirklichkeit, die erfahren, erlebt und erlitten wird. Wir sehen uns mit natürlichen, gesellschaftlichen Gegebenheiten konfrontiert, mit denen wir fertig werden müssen. Das bedeutet, dass wir in die Lebenswelt des Alltags handelnd eingreifen und sie mit unserem Tun verändern. Somit ist sie das Zielgebiet unseres wechselseitigen Handelns. Da wir auf Bedingungen stoßen, mit denen wir handelnd umgehen oder sie umgehen müssen, handeln und wirken wir nicht nur innerhalb einer Lebenswelt, sondern auch auf sie zu. Wir können feststellen, dass unsere natürliche Einstellung der alltäglichen Welt gegenüber von einem pragmatischen Motiv bestimmt ist. Um jedoch in meiner Lebenswelt problemlos handeln zu können, muss ich sie mit einer relativen Selbstverständlichkeit wahrnehmen.

(Schütz/ Luckmann 1979: 25ff)

Welche Prozesse hinter einem natürlichen Umgang mit der Wirklichkeit und einem Handeln in der Lebenswelt stehen, darauf soll in den nachfolgenden Kapiteln eingegangen werden. Es soll aber vorweggenommen sein, dass unsere Wahrnehmung, wie auch unser Handeln auf dem Vorrat früherer Erfahrungen beruht. Gemachte und von Eltern, LehrerInnen oder FreundInnen mitgeteilte Erfahrungen werden zu einer Einheit kombiniert, sodass mir Gegenstände und Ereignisse in der Lebenswelt von vornherein in einer Typenhaftigkeit entgegen treten. Die typisierten Erfahrungen bilden einen Wissensvorrat, auf dessen Basis ich ohne Probleme handeln und interagieren kann. (Schütz/ Luckmann 1979: 28f)

Ein wichtiges Medium der Interaktion und auch des Handelns ist die Sprache. Hier gilt Ähnliches: Das Erleben von Lautmustern und der durch sie vermittelten Bedeutung führt zur Bildung typischer sprachlicher Erlebnisse. Je nach Situation wenden wir uns dem bereits im Wissensvorrat typisierten und abgelagerten Kern der Lautgestalt zu. Eine gewisse Lautgestalt ist nie nur ein Laut, sondern ist immer mit einem inneren Zustand, wie etwa Emotionen, Plänen oder Einstellung verbunden, der sich in unserem Wissensvorrat als Deutungsschema ablegt. Die Struktur „natürlicher“ Zeichensysteme wird so von vergangenen Verständigungshandlungen bestimmt. Das bedeutet, dass sich auch gesellschaftliche Merkmale und Strukturen, die den Rahmen von Kommunikation bilden, auf unsere Sprache niederschlagen. Sprache ist das grundlegende Mittel zum Aufbau jeder menschlichen Wirklichkeit und vermittelt zugleich eine schon historisch-gesellschaftlich gebaute Wirklichkeit. Sie dient auch der Entsubjektivierung, das heißt der gesellschaftlich-geschichtlichen Bestimmung der subjektiven Orientierung des Einzelnen in seiner Lebenswelt. (Schütz/ Luckmann 1984: 203ff)

Zusammenfassend können wir also festhalten, dass historische Gesellschaften objektive Wirklichkeiten für jene Menschen sind, die in ihnen leben. Ihre Objektivität beruht unter anderem und besonders auf einer intersubjektiven, kommunikativ geschaffenen und gesellschaftlich vermittelten Organisation subjektiver Erfahrung. Wirklichkeiten sind menschliche Erzeugnisse, sie sind konstruiert. Geschichtliche Sozialstrukturen und gewisse geschichtliche Weltauffassungen, sprich subjektbezogene Orientierungs- und Verständigungssysteme, wie Sprache und Kultur, beeinflussen den Lebenslauf von Menschen. Das bedeutet, dass die Art und Weise, wie ein individueller Lebenslauf von Sozialstruktur und Weltauffassung bestimmt wird, bis zu einem gewissen Grad offen und geschichtlich wandelbar ist. Wenn dies für den Lebenslauf einer Person gilt, dann ist dasselbe Prinzip auch für das Selbst anzunehmen. Es bildet sich im Umfeld gewisser Sozialstrukturen aus der Sedimentierung von Handlungen und Eindrücken in einem „Gedächtnis“ aus. Dieses Gedächtnis ist fähig zu Synthesen und Eigendeutungen. Mit anderen Worten, das Selbst ist ein

sinnstiftendes und sinnmotiviertes Steuerungsprinzip subjektiven Seins. Darüber hinaus ist das Selbst weder abgeschlossen, noch endgültig, sondern muss im Rahmen geschichtlicher Wandlungsmöglichkeiten adaptiert werden. (Luckmann 1988: 76ff)

Mit diesen Ausführungen finden wir uns inmitten des phänomenologischen Ansatzes von Alfred Schütz wieder. Im sozialwissenschaftlichen Konzept der Phänomenologie geht es um die sinnhafte Konstruktion der sozialen Welt, genauer gesagt um die Art und Weise, wie Menschen über die Wirklichkeit verfügen, in der sie mit ihren Mitmenschen leben. (Abels 1998: 62f) Den wissenschaftstheoretischen Hintergrund für Schütz' Fokus bildet Edmund Husserls Diagnose über die Krise der europäischen Wissenschaften, die letzterer darin erkannte, dass WissenschaftlerInnen den Umstand vernachlässigt hatten, dass Wissenschaft in der Lebenswelt gründet. Würde die Lebenswelt wieder als das Fundament der Wissenschaft dienen, könnte die Krise überwunden werden.

Bei Husserl wird unter Lebenswelt „die ursprüngliche Sphäre, der selbstverständliche, unbefragte Boden sowohl jeglichen alltäglichen Handelns und Denkens, als auch jeden wissenschaftlichen Theoretisierens und Philosophierens“ (Hitzler/ Eberle 2007: 110) verstanden. In unterschiedlichen Ausformungen existiert sie in milliardenfacher Vielfalt als die einzig „wirkliche“ Welt einer Person. Schütz nahm diese Idee der Lebenswelt auf und definierte als Ziel der an den erkenntnistheoretischen Problemen der Sozialwissenschaften orientierten Lebensweltanalyse die Erforschung des Sinn-Verstehens anhand von formalen Beschreibungen gewisser invarianter Grundstrukturen der Sinnkonstitution im subjektiven Bewusstsein des Handelnden. (Hitzler/ Eberle 2007: 112) Die Phänomenologie ist also nicht nur Theorie, sondern impliziert auch ein methodisches Vorgehen.

Nach dem Tod Schütz' führen seine Schüler Thomas Luckmann und Peter L. Berger den phänomenologischen Ansatz in Form der Wissenssoziologie weiter aus. Sie meinen, dass die gesellschaftliche Wirklichkeit eine Konstruktion ist, an der jede Person teil hat. Dinge sind nicht so wie sie sind, sondern so wie sie eine Gesellschaft für ihre Mitglieder gedeutet hat. Besonders die Theorie des Selbst findet sich bei den beiden Autoren an prominenter Stelle. Später wird Luckmann den Stellenwert der Sprache für die Konstruktion der Wirklichkeit herausarbeiten. (Abels 1998: 85-90)

1.1. Alltagswelt & Interaktion

Wir gehen an unseren Alltag mit einem Bewusstsein heran. Bewusstsein können wir nie als solches erreichen, sondern immer nur *von* etwas. Das gilt sowohl für Gegenstände, die zur äußeren, physischen Welt gehören, als auch für Elemente der inneren, subjektiven Welt. So kann uns die Schönheit eines Gemäldes bewusst werden und wir nehmen die Freude wahr, wenn wir es betrachten. Unser Bewusstsein ist immer auf Objekte gerichtet und hat etwas „im

Sinn“. Es ist intentional. In unserem Alltag nehmen wir unzählige Gegenstände wahr, die wir als Komponenten verschiedener Wirklichkeitsbereiche identifizieren. So erleben wir etwa die Wirklichkeit des Gegenübers, mit dem wir im Alltag zu tun haben, anders als die nicht fassbaren Gestalten in unseren Träumen. Wir sind uns der Vielzahl von Wirklichkeiten bewusst, die uns im Alltag begegnen. Dennoch prägt sich eine dieser Wirklichkeiten am stärksten aus, nämlich die Wirklichkeit unserer Alltagswelt. Sie verankert sich am intensivsten und am nachhaltigsten in unserem Bewusstsein.

Die Alltagswelt fügt sich rund um das „Hier“ unseres Körpers und das „Jetzt“ unserer Gegenwart. Genau dieses „Hier“ und „Jetzt“ ist der Punkt, von dem aus wir die Welt wahrnehmen. Was uns das „Hier“ und „Jetzt“ präsentieren, manifestiert sich als „Realissimum“ unseres Bewusstseins. Natürlich gehören zu unserer Wirklichkeit mehr als jene Phänomene, die hier und jetzt stattfinden. Die Alltagswelt umfasst auch Dinge, die wir getan haben und tun wollen. Sie besteht aus Ereignissen, die am anderen Ende des Erdballs stattfinden oder stattgefunden haben. Die Alltagswelt kennt verschiedene Grade an Nähe und Ferne, sowohl räumlich, als auch zeitlich. Was allerdings unsere Welt schlechthin ist, wird durch unser Handeln zum jetzigen Zeitpunkt, in der Vergangenheit und in der Zukunft bestimmt.

Wie wir wissen, teilen wir unsere Alltagswelt mit anderen. Es ist fast unmöglich in der Alltagswelt zu existieren ohne mit anderen zu interagieren und uns mit ihnen zu verständigen. Dabei gehen wir in einer natürlichen Einstellung davon aus, dass die anderen die gleiche Auffassung von der Welt haben wie wir, auch wenn sie sie vielleicht aus einer anderen Perspektive betrachten. Die Wirklichkeit der Alltagswelt ist also intersubjektiv. Die Intersubjektivität ermöglicht die scharfe Trennung der Alltagswelt von der Vielzahl anderer Wirklichkeiten, denen wir uns bewusst sind. „Verglichen mit der Wirklichkeit der Alltagswelt, erscheinen andere Wirklichkeiten als umgrenzte Sinnprovinzen, als Enklaven in der obersten Wirklichkeit. Ihre Grenzen sind markiert durch fest umzirkelte Bedeutungs- und Erfahrungsweisen“ (Berger/ Luckmann 2007: 28). (Berger/ Luckmann 2007: 23ff)

Der Prototyp gesellschaftlicher Interaktion ist die Vis-à-vis oder Face-to-face Situation. In einer Vis-à-vis Situation begegnen wir unserem Gegenüber im „Hier“ und „Jetzt“, sodass seine und unsere Gegenwärtigkeit zusammenfallen. Es findet ein steter Austausch von Ausdruck statt – ich sage etwas, er lacht. Er fragt mich etwas, ich ziehe verständnislos die Stirn kraus. Das, was ich ausdrücke, orientiert sich an ihm und umgekehrt. Die ständige Reziprozität erlaubt den Zugang zueinander. In einer Face-to-face Situation erfassen wir durch eine Fülle von Anzeichen den anderen als Subjekt. Für uns wird die Person wirklich. Wir nehmen kontinuierlich wahr, was unser Gegenüber ist. Diese Wahrnehmung ist gegenwärtig. Im Unterschied dazu ist es in dieser Situation nicht so deutlich, wer *wir* sind.

Wollen wir uns selbst erfassen, müssen wir inne halten und uns selbst reflexiv zuwenden. Eine solche Reflexion ist die Face-to-face Situation, genauer die Stellung der anderen Person uns gegenüber, die sich in einer Face-to-face Situation manifestiert. Unsere Einstellung zu uns selbst ist ein klassischer „Spiegelreflex“ auf die Einstellungen des anderen zu uns. Durch die reziproke Orientierung der Interagierenden aneinander, sind Vis-a-vis Situationen in höchstem Maße flexibel, ihr Verlauf und Ausgang unbestimmt. Damit Interaktionen wegen Fehlinterpretationen von Anzeichen nicht eskalieren und das breite Spektrum von Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt wird, werden unsere Erlebnisse in der Alltagswelt typisiert. Mithilfe dieser Typisierungen können wir andere erfassen und behandeln. Zum Beispiel begegne ich bei einem Spaziergang einer Mutter mit ihrem Kind und meinem Nachbarn. Mit der Frau – von der ich gleich annehme oder besser gesagt typisiere, sie sei die Mutter – und dem Kind bin ich nicht bekannt, daher werde ich an ihnen, wie auch an anderen PassantInnen vorbei gehen. Meinen Nachbarn kenne ich allerdings. Als Nachbarn werde ich ihn zumindest grüßen und situationsbedingt nach dem Befinden der kranken Mutter fragen. Mein Verhalten in Vis-à-vis Situationen wird also von Typisierungen gelenkt. Das kann so lange aufrecht erhalten werden, wie das Gegenüber sich auch daran hält und wir sehen, dass die Typisierungen funktionieren. Werden unsere Typisierungen nicht in Frage gestellt, halten sie sich und bestimmen unser Verhalten in der jeweiligen Situation und in weiterer Folge unsere Erfahrungen. Sollten sie nicht geeignet sein, so müssen wir sie revidieren und modifizieren. (Berger/ Luckmann 2007: 31ff)

1.2. Die Institutionalisierung & Objektivierung der Alltagswelt

In unserem Alltag machen wir also Erfahrungen, die wir zu einem Wissensvorrat generieren. Der Wissensvorrat setzt sich aus Problemlösungen zusammen, die auf Basis vorangegangener Erfahrungen und Handlungen gefunden worden sind. Fraglich gewordene Erfahrungen, Wahrnehmungen und Handlungsalternativen werden in die bereits vorhandenen Bezugsschemata eingeordnet und können diese unter bestimmten Umständen modifizieren. Der lebensweltliche Wissensvorrat ist auf vielerlei Art auf die Situation der erfahrenden Person bezogen. Einerseits baut er auf Sedimentierungen gemachter, situationsgebundener Erfahrungen eines Menschen auf, andererseits fügt sich jede aktuell gemachte Erfahrung nach der im Wissensvorrat angelegten Typik und Relevanz in den Erlebnisablauf und die Biografie ein. Der Wissensvorrat ist demnach sowohl genetisch, als auch strukturell sowie funktional auf die Situation oder die situationsgebundene Erfahrung bezogen. (Schütz/ Luckmann 1979: 133)

Der Prozess der Auslegung einer Erfahrung ist nie abgeschlossen, sondern wird immer nur so weit vorangetrieben, wie es dem pragmatischen Motiv entsprechend zur Bewältigung der

Alltagssituation nötig ist. Wie an dem obigen Beispiel des Treffens eines Bekannten bereits deutlich geworden ist, bestätigt eine neue Erfahrung, die in einer ähnlichen lebensweltlichen Situation gemacht wird und widerspruchlos sowie ihrer Relevanz entsprechend in das verfügbare Schemata eingefügt werden kann, die Gültigkeit des Erfahrungsvorrats. „Das bloß durch die Neuigkeit jeder aktuellen Erfahrung gegebene Fragliche wird im routinemäßigen Ablauf der Ereignisse in der natürlichen Einstellung routinemäßig in Fraglosigkeit überführt“ (Schütz/ Luckmann 1979: 32). Ereignisse in der Lebenswelt treten mir also gleich in ihrer Typenhaftigkeit entgegen. (Schütz/ Luckmann 1979: 31f.) In anderen Worten, eine Situation wird zu einer typischen Situation, wenn sie wiederholt in den gleichen Sinnzusammenhang gebracht werden kann. Typisierung ist somit die Herstellung eines Sinnzusammenhangs. Erweist sich eine Typisierung als relativ erfolgreich, spricht lässt sie sich immer wieder mit Erfolg anwenden, so wechselt sie in den Bereich des Gewohnheitswissens und ihre Anwendung verläuft automatisch. Die Aufgabe von Typisierungen ist also die Ordnung der neuen Wirklichkeit, sodass sie eine vertraute Wirklichkeit wird. Auch dem Typus liegt ein pragmatisches Motiv zugrunde. (Abels 1998: 75)

Schließlich müssen wir festhalten, dass die Typisierung ein zweiseitiger Prozess ist. Einerseits werden uns als Personen gesellschaftliche Typisierungen vorgegeben, denen wir nicht leicht auskommen und wahrscheinlich auch nicht auskommen wollen. Die Typisierung hat sich ja bewährt, daher übernehmen wir sie. Andererseits eignen wir uns Typisierungen aktiv an. Selbst wenn sie in unserem Denken und Handeln integriert sind, haben wir sie vorher gedeutet und übernommen. Die Zweiseitigkeit des Prozesses darf nicht übersehen werden, denn sie erklärt, warum gemeinsames und scheinbar identisches Handeln möglich ist, während wir dennoch das Gefühl haben individuell einzigartig zu handeln. (Abels 1998: 77)

Mit anderen Worten, wir generalisieren unser eigenes und das Verhalten anderer als typisches Verhalten. Wir verleihen unseren Handlungen bestimmte Bedeutungen. Handlungen, die wir öfter wiederholen, verfestigen sich zu einem Schema, das in der passenden zukünftigen Situation reproduziert werden kann und so durch Kalkulierbarkeit von Handeln unsere Kräfte spart. Wir habitualisieren Handlungen mit dem Ziel, dass sie in Zukunft ebenso angewandt werden können und so unsere Handlungsmöglichkeiten einschränken. Habitualisierte Tätigkeiten behalten ihren Sinn für jedeN von uns, auch wenn ihr jeweiliger Sinn als Routine zum gesellschaftlichen Wissensvorrat gehört. Habitualisierungen bilden die Basis für die Spezialisierung des Handelns. Vor ihrem Hintergrund eröffnen sich Möglichkeiten für Ideen und Innovation. Schließlich gehen Habitualisierungsprozesse der Institutionalisierung von Handlungen voraus. (Berger/ Luckmann 2007: 56ff)

„Institutionalisierung findet statt, sobald habitualisierte Handlungen durch Typen von Handelnden reziprok typisiert werden. Jede Typisierung, die auf diese Weise vorgenommen wird, ist eine

Institution. Für ihr Zustandekommen wichtig sind Reziprozität der Typisierung und die Typik nicht nur der Akte, sondern auch der Akteure. Wenn habitualisierte Handlungen Institutionen begründen, so sind die entsprechenden Typisierungen Allgemeingut. Sie sind für alle Mitglieder der jeweiligen gesellschaftlichen Gruppe *erreichbar*.“ (Berger/ Luckmann 2007: 58)

Reziproke Typisierungen von Handlungen entstehen im Laufe einer gemeinsamen Geschichte. Sie generalisieren Erwartungen und schaffen dadurch Normierung. Institutionen normieren und kontrollieren menschliches Verhalten, indem sie Verhaltensmuster aufstellen. Das entscheidende Moment für die durchschlagende Kraft der Institutionen besteht darin, dass sie als über und jenseitig der Personen, die sie gerade verkörpern, als existent erlebt werden. Folglich werden sie als etwas erlebt, das seine eigene Wirklichkeit hat, das ein Faktum ist. Solange die Institution nur durch zwei Personen, A und B, aufrecht erhalten wird, bleibt ihr Objektivitätszustand schwankend. Ausschließlich A und B konstruieren sich ihre Welt durch ihr Handeln, können sie beibehalten, verändern oder zerstören. Geben A und B die Institution, die sie geschaffen haben, allerdings an eine nächste Generation, C, weiter, so gewinnt sie an Kraft – die Objektivität der institutionalen Welt verdichtet sich nicht nur für C, sondern auch für A und B. Kindern steht die Welt ihrer Eltern als undurchschaubare, gegebene Wirklichkeit gegenüber. Für die Eltern verliert die selbst aufgebaute Welt den schwankenden, spielerischen Charakter und verfestigt sich. (Berger/ Luckmann 2007: 57f) Erfahrungen lagern sich ab und bilden so etwas wie Sedimente. Nachdem diese Erfahrungen von allen geteilt werden, erhalten sie institutionalen Charakter. Wir sehen, dass die Gegenständlichkeit der institutionalen Welt, möge sie uns noch so gegeben erscheinen, eine von uns Menschen gemachte, konstruierte Objektivität ist. Habitualisierte Handlungen, die wir reziprok zu Institutionen typisiert haben, werden objektiviert. Der Prozess, in dem Produkte menschlichen Handelns und menschlicher Äußerungen objektiven Charakter gewinnen, nennt sich Objektivierung, sprich Vergegenständlichung. (Abels 1998: 101) Sie sind Teil einer gemeinsamen Wirklichkeit und haben einen von Handelnden geteilten Sinn, wodurch die Koordinierung von Handlungen möglich wird. Die gesellschaftliche Welt hat also *keinen* ontologischen Status, der von jenem menschlichen Handeln, aus dem es entspringt, losgelöst wäre. (Knoblauch 1995: 58)

Um weiter eine soziale Bestimmbarkeit und Institutionalierbarkeit von Interaktionen zu garantieren – und somit die Beständigkeit sozialer Wirklichkeit zu gewähren – sind appräsentative Schemata nötig. Schließlich reicht es nicht vergangene Bewusstseinsleistungen zu speichern, um handlungsfähig zu sein müssen wir auch weitere Bewusstseinsphasen antizipieren können, deren Typik schon mehr oder weniger bestimmt ist. Das Konzept der Appräsentation ist von Husserl eingeführt worden (vgl. Husserl 1931) und meint „die

Mitvergegenwärtigung von etwas durch etwas, das in Vorstellungen, Wahrnehmung oder Zeichen präsent ist“ (Fuchs-Heinritz et al. 2007: 45). (Schütz/ Luckmann 1979: 33) Die erlebte Belebtheit der Lebenswelt basiert auf der appräsentativen Sinnübertragung der eigenen Leiblichkeit als einer Einheit von innen und außen auf all das, was einem/ einer in der Welt begegnet. Die Bestätigung, Änderung oder Enttäuschung der Sinnübertragungen lagert sich im subjektiven Wissensvorrat ab und formt Erwartungsmuster. Vereinfacht gesagt, wir sehen, zum Beispiel, einen Pilz. Um genau zu sein, sehen wir die Vorderseite des Pilzes und sogleich imaginiert unser Bewusstsein seinen Erfahrungen nach zur Vorderseite eine Rückseite, einen spezifischen Geruch oder auch die Oberflächenbeschaffenheit. Der Vorderseite des Pilzes ist so eine typische Rückseite appräsentiert. Außerdem müssen wir uns auch die Unterseite des Pilzhutes vorstellen. Haben wir unser Leben lang Steinpilze gesammelt, werden wir überrascht sein, wenn wir einen Pilz mit Lamellen vorfinden, obwohl wir einen Röhrenpilz erwartet haben.

Bei der Appräsentation kann das „Innen“ eines Gegenstands, auf den die Bedeutung „Leib“ geschrieben wird, allerdings nicht unmittelbar zugänglich gemacht werden. Die Existenz eines Gegenstands beruht so auf einem Indizienbeweis, das heißt sie muss durch Deutung gegenwärtig gemacht werden. (Luckmann 2007: 131f) Mit anderen Worten, Appräsentation setzt Präsentation voraus. Präsenten und Nicht-präsenten werden assoziativ verbunden. Beide sind dabei so eng miteinander verschmolzen, dass sie in der Funktionsgemeinschaft einer Wahrnehmung stehen. Ein Zeichen verweist also von etwas Präsentem auf etwas Nichtpräsentem. Dies lässt sich *Bedeutung* nennen. (Luckmann 1980: 102) Einschränkungen in der Deutung ergeben sich so durch die seit Kindheit an angelesenen und verinnerlichten, sozial vorstrukturierten Deutungsmuster. (Luckmann 2007: 131f) Die inhaltliche Füllung der appräsentierten Elemente kann verschieden sein, basiert aber immer auf dem jeweiligen gesellschaftlichen Wissensvorrat der wahrnehmenden Person unter der Mitwirkung subjektiver Relevanzstrukturen. Bei allen Erlebnissen, die zu der Wirklichkeit der alltäglichen Lebenswelt gehören, ist ihr Typus automatisch appräsentiert. (Luckmann 1980: 103) Darüber hinaus kann sich die Appräsentation in kommunikativen Vorgängen in ein objektives, soziales Klassifikationssystem wandeln und von sozialen Institutionen geschützt und verbindlich gemacht werden. (Luckmann 2007: 131f)

Während für Husserl die Appräsentation eine reine Bewusstseinsleistung ist, definiert Schütz sie als Bewusstseinsleistung unter dem Primat des pragmatischen Motivs. Er sieht sie als Leistung eines wirkenden, zeitlichen und durch Sozialität und Reflexivität gekennzeichneten Menschen. Die Leistung der Appräsentation findet also nicht im Bewusstsein allein statt, sondern ist Handeln und Wirken, das sowohl nach „innen“, also auf die Person, als auch nach „außen“, auf die Wirkwelt strukturierend und Relevanz schaffend wirkt. (Srubar 1988: 231)

Der Gegenstand, dem Bedeutung appräsentiert wird, ist unserer Erfahrung freilich nicht unmittelbar zugänglich. Es bedarf daher eines gewissen Indizienbeweises dafür, dass wir uns der Existenz des fremden Bewusstseins sicher sein können. Das fremde Bewusstsein muss durch Deutung existent gemacht werden. Wie auch materielle Dinge beruht auch Sprache auf Appräsentation.

Appräsentationsschemata sind soziale Leistungen, die, sobald sie institutionalisiert sind, ein Regulativ der Struktur der sozialen Wirklichkeit darstellen. Mit den Schemata gehen gewisse Deutungsschemata einher, die wiederum von einem konkreten geschichtlichen Menschen seit Kindesalter angeeignet und verinnerlicht sowie ausgelegt und modifiziert werden. (Luckmann 2007: 131f)

Exkurs Rollen

Der Ursprung institutionaler Ordnung liegt in der Typisierung eigener und fremder Tätigkeiten. Dabei gilt die Voraussetzung, dass die Ziele und Phasen der Verrichtung von Handlungen mit denen anderer übereinstimmen und dass nicht nur einzelne Handlungen, sondern vielmehr Handlungsverläufe und Handlungsweisen typisiert werden. (Berger/ Luckmann 2007: 76) Handeln, Handlungsverläufe und Handlungsweisen, die sich in bestimmten Situationen wiederholen, werden als typisch wiedererkannt und in ähnlichen Kontexten in der Zukunft erwartet. Das bedeutet, dass auch Personen, die so handeln, wie es erwartet wird, typisiert werden können. Wenn unser Wissensvorrat über reziproke Verhaltenstypisierungen verfügt, können wir von Rollen sprechen. (Abels 1998: 101) Typen von Handelnden sind dann Rollenträger. Durch Rollen werden Institutionen individueller Erfahrung einverleibt. Das bedeutet, dass die Herausbildung einer Rollentypologie eine notwendige Vervollständigung der Institutionalisierung von Verhalten ist. Indem wir unsere Rollen tragen, haben wir Anteil an der gesellschaftlichen Welt, die uns umgibt. Sie wird wiederum dadurch für uns wirklich, indem wir unsere Rollen internalisieren.

Der Wissensvorrat einer Gesellschaft verfügt also über standardisierte Formen von Rollenspielen, die all ihren Mitgliedern zugänglich ist. Nicht nur weiß A welches Verhalten zu einer Rolle gehört, A weiß auch, dass alle anderen es ebenfalls wissen. B kann folglich von A erwarten, dass er oder sie sich der situativen Rolle entsprechend verhält. Umgekehrt nimmt A an, dass B auf eine gewisse Weise reagiert. Institutionalisiertes Verhalten kann ohne Rollen daher nicht auskommen. Rollen ermöglichen die Existenz von Institutionen und lassen sie Menschen neu und gegenwärtig erleben. Rollen haben so wesentlichen Anteil an der Kontrollfunktion von Institutionalisierungen. (Berger/ Luckmann 2007: 78f)

„Jede durchgeführte Rolle nimmt Bezug auf andere durchgeführte beziehungsweise durchzuführende Rollen und auf den objektiven Sinn der Institution als eines Ganzen“ (Berger/ Luckmann 2007: 80). Wie wir bereits festgestellt haben, verweisen Rollen nicht nur

gegenseitig aufeinander, sondern sie repräsentieren nicht zuletzt die institutionale Ordnung einer Gesellschaft. Durch die jeweilige Rolle, die wir übernehmen, werden wir in Gebiete gesellschaftlich objektivierten Wissens eingeführt. Es bezieht sich sowohl auf Wissen im kognitiven Sinn, als auch auf das Wissen um Werte, Normen und sogar Gefühle. So bereichern sich Studierende zum einen um spezifisches Fachwissen, zum anderen um das Wissen darüber, wie sie mehr oder weniger erfolgreich bis zu einem mit sozialem Ansehen verknüpften Abschluss durch das universitäre System mit all seinen Regeln und Verpflichtungen auf wissenschaftlicher und institutioneller Ebene kommen. Der gesellschaftliche Wissensvorrat verteilt sich je nach Relevanz für alle oder für besondere Rollen. Aus der Perspektive institutionaler Ordnung erweisen sich Rollen als institutionelle Repräsentationen und mögliche Verbindungen zwischen verschiedenen institutionell objektivierten Wissensaggregaten. Aus dem Blickwinkel von Rollen hat jede einzelne ihr gesellschaftlich festgelegtes Wissenszubehör. Den beiden Perspektiven ist gemeint, dass sie auf die substantielle Dialektik der Gesellschaft hinweisen. So ist Gesellschaft nur dort, wo der einzelne Mensch sich ihrer bewusst ist. Und individuelles Bewusstsein ist immer gesellschaftlich determiniert. Im Zusammenhang mit den diskutierten Rollen bedeutet das, dass institutionale Ordnung nur wirklich ist, wenn sie von Rollen versinnbildlicht wird. Schließlich sind Rollen nur für solche institutionale Ordnungen repräsentativ, die Rollencharaktere und Wissenszubehör definiert haben, sodass sie ihren objektiven Sinn von ihr beziehen. (Berger/ Luckmann 2007: 80ff)

1.3. Die Internalisierung der Wirklichkeit

Gesellschaftliche Ordnung, so lässt sich bis hierher festhalten, entsteht aus der Institutionalisierung und Objektivierung von Verhaltensweisen. Bewahrt wird sie durch die Vermittlung verbindlichen Wissens im Prozess der Sozialisation und durch die Bekräftigung des geteilten Wissens in der Interaktion des Alltags. (Abels 1998: 101) Der Mensch wird also nicht in eine Welt geboren, die ontologisch besteht. Er ist nicht automatisch ein Mitglied der Welt, sondern muss erst zu einem werden. Es bedarf eines Erfassens und einer Auslegung von Ereignissen oder Prozessen in unserer Umwelt, die Sinn ausdrücken, sodass diese auch für uns subjektiv sinnhaft werden. Berger und Luckmann nennen diesen wichtigen Vorgang Internalisierung und verweisen damit weiter auf die primäre und sekundäre Sozialisation.

Als Kind werden wir in eine objektive gesellschaftliche Welt mit ihren Gesellschaftsstrukturen hineingeboren, die von anderen Menschen bewohnt wird. Im Falle der primären Sozialisation spielen die sogenannten signifikanten Anderen, meist sind dies die Eltern, eine bedeutende Rolle. Das Kind identifiziert sich emotional mit seinen signifikanten Anderen, macht sich ihre Rollen und Einstellungen zu eigen. Es übernimmt Normen und

Werte, die in der Gesellschaft gültig sind. Mit anderen Worten internalisiert es sie. Internalisierung ist allerdings nur dann möglich, wenn eine Identifizierung mit den signifikanten Anderen besteht. Ein Kind erfasst die Welt um sich, indem es sie „übernimmt“. Dabei erfasst es nicht nur die augenblicklichen subjektiven Vorgänge im Anderen, sondern „versteht“ die Welt, in der der/ die Andere lebt, während seine Welt die eigene wird. Dadurch, dass das Kind sich mit signifikanten Anderen identifiziert, wird es befähigt sich als sich selbst und mit sich zu identifizieren und so ein subjektiv sinnvolles Selbst zu finden. Das Selbst ist somit ein reflektiert-reflektierendes Konstrukt, das die Einstellungen, die Andere gegenüber ihm haben und gehabt haben, spiegelt. Dieser Prozess darf aber nicht als einseitig betrachtet werden, sondern als Dialektik zwischen Selbstidentifikation und Identifizierung durch andere, zwischen einem objektiv zugeteiltem und subjektiv angeeignetem Selbst.

„Anders gesagt: Identifizierung und Identifikation finden vor Horizonten statt, die eine besondere soziale Welt umschließen. Das Kind lernt zu sein, wen man es heißt. Hinter jedem Namen steht ein ganzer Sprachbereich, der umgekehrt einen markierten gesellschaftlichen Ort durchscheinen lässt. Eine Identität zu bekommen heißt, einen bestimmten Platz in der Welt angewiesen erhalten.“ (Berger/ Luckmann 2007: 143)

Die anfängliche Identifikation mit Rollen, Einstellungen und Normen signifikanter Anderer geht schließlich über in die Identifikation mit einer ganzen Gesellschaft mit ihren Regeln und Strukturen. Wir lernen als Kinder nicht mit Essen zu werfen, da unsere Eltern sonst böse auf uns sind. Wenn weitere signifikante Andere außer unseren Eltern, wie Geschwister, Großeltern und so weiter, ebenso missbilligend auf unser Werfen mit Essen reagieren, wird die Gültigkeit dieser Norm subjektiv ausgeweitet. Nach einer Zeit erkennen wir, dass keiner unserer Mitmenschen es liebt, wenn wir mit Essen werfen. Die Norm wird auf eine Allgemeinheit projiziert, die Regel „Man wirft nicht mit dem Essen“ wird zu einem gesellschaftsgültigen Prinzip. In unseren Köpfen entsteht ein Bewusstsein für generalisierte Andere. Während wir uns anfänglich mit den signifikanten Anderen und ihren Regeln identifiziert haben, folgt nun die Identifikation mit der ganzen Gesellschaft. Die Welt der Anderen wird wohl gemerkt aber nicht als eine von vielen internalisiert, sondern als die einzig existente und mögliche. Das, was an der Welt in der ersten Sozialisation internalisiert wird, prägt sich daher am nachhaltigsten ein. Durch die allgemeine Identifikation gewinnt auch die Selbstidentifikation an Stabilität und Dauer. Das heißt nun, dass in der primären Sozialisation die Gesellschaft als Gesellschaft mitsamt ihrer objektiven Wirklichkeit internalisiert wird, während gleichzeitig ein sinnhaftes Selbst subjektiv erzeugt wird. „Gesellschaft, Identität und Wirklichkeit sind subjektiv die Kristallation eines einzigen Internalisierungsprozesses. Diese Kristallation ergibt sich im Gleichschritt mit der Internalisierung von Sprache“ (Berger/ Luckmann 2007: 144). Sprache ist daher der wichtigste Inhalt und das relevanteste Instrument

für die Sozialisation. (Berger/ Luckmann 2007: 139-144)

Auf der einen Seite ist die Ausbildung eines vollständigen Selbst nur durch die Annahme der Haltungen einer organisierten gesellschaftlichen Gruppe möglich. Auf der anderen Seite sind die komplexen, auf Zusammenarbeit beruhenden Prozesse, Tätigkeiten und institutionellen Funktionen einer Gesellschaft ebenso nur dann realisierbar, wenn jeder zur Gesellschaft gehörende Mensch fähig ist die Positionen aller anderen Personen hinsichtlich der Prozesse, Tätigkeiten und institutionellen Funktionen und die dadurch geschaffene gesellschaftliche Gesamtheit der Wechselbeziehung zwischen Erfahrungen einzunehmen und das eigene Verhalten daran orientieren zu können. (Mead 1995: 197f) Hat sich die Vorstellung der generalisierten Anderen, ihre Normen und Regeln in unserem Bewusstsein verankert, so sind wir Mitglieder einer Gesellschaft, die subjektiv im Besitz einer Wirklichkeit und eines Selbst sind. Die Internalisierung einer Gesellschaft, eines Selbst und einer Wirklichkeit ist allerdings nie zu Ende. Diesen Umstand bekräftigt die sekundäre Sozialisation, welche die Internalisierung von institutionalen oder in Institutionen gegründeten Lebenswelten bezeichnet. Für ihre Reichweite und Ausprägung sind die Art und der Grad der gesellschaftlichen Differenziertheit der Arbeitsteilung und die entsprechende gesellschaftliche Verteilung von Wissen bedeutend. Sekundäre Sozialisation ist in diesem Sinne so etwas wie die Aneignung von rollenspezifischem Wissen, das direkt oder indirekt der Arbeitsteiligkeit einer Gesellschaft entstammt und sich ergänzend über die in der primären Sozialisation erfahrenen Welt legt. Damit einhergehend muss auch das jeweils rollenspezifische Vokabular übernommen sowie semantische Felder, Routineauffassungen und Routineverhalten in einem institutionalen Gebiet internalisiert werden. (Berger/ Luckmann 2007: 148f) So lernen StudentInnen etwa, wie unterschiedlich sie sich gegenüber ProfessorInnen oder in einer Gruppe von KommilitonInnen auszudrücken haben. Je nach Wissenschaft machen sie sich ein Fachvokabular zu eigen, das nur in dem Fachbereich ohne weitere Erklärungen verstanden wird.

Während wir in der primären Sozialisation als Kinder also integrale Bestandteile einer Wirklichkeit schlechthin waren, zerfällt diese eine Wirklichkeit schließlich in unzählige Alternativen. Wir erkennen, dass sich aus diesen Wirklichkeiten Anforderungen und Handlungsmöglichkeiten ergeben, die uns nicht mehr als ganze Person betreffen. Übrig bleiben individuelle Teile, die für andere Wirklichkeiten nicht relevant sind. Dennoch müssen wir Komponenten dieser anderen Wirklichkeiten internalisieren um handlungsfähig zu bleiben. (Abels 1998: 108) Was allerdings gesellschaftsübergreifend gültig ist, ist die Internalisierung der Sprache. Denn vor allem als Sprache und durch Sprache werden institutionell festgesetzte Begründungs- und Auslegungszusammenhänge verinnerlicht. (Berger/ Luckmann 2007: 145)

2. Das Selbst im Wechselspiel von Gesellschaft & Sprache

„... the speaking subject is never more than a part
in a social relation, and the subject is, as they say,
social even in his or her solitude.“

Hanks 1990: 7

„Beiläufig gesprochen: Von zwei Dingen zu sagen, sie
seien identisch, ist ein Unsinn, und von Einem zu sagen,
es sei identisch mit sich selbst, sagt gar nichts.“

Wittgenstein 1984: 62

Im folgenden Kapitel soll es ausführlicher um die beiden Begriffe des Selbst und der Sprache gehen. Wird der Diskurs um das Selbst in seiner historischen Entwicklung und in verschiedenen Ansätzen zuerst noch für sich beschrieben, so zeigt sich bald welchen großen Stellenwert vor allem die Sprache in der Konstitution des Selbst hat.

Der Begriff des Selbst oder auch der Identität ist ein theoretischer Grundbegriff der Psychologie und Soziologie des 20. Jahrhunderts. Seine mit Einschränkungen auch heute noch gültige Bedeutung hat er aus dem Kontext pragmatischer, interaktionstheoretischer und psychoanalytischer Auffassungen. Besonderen Einfluss auf die Diskurse rund um das Selbst hatten Erik H. Erikson (vgl. Erikson 1973; 1977) und sein sozialtheoretisch und geschichtstheoretisch reflektiertes Konzept vom Selbst. Das Selbst fasst er als Einheit und Nämlichkeit eines Menschen auf. Aktive und psychische Synthetisierungsleistungen sollen Kontinuität und Kohärenz des Selbst und der Lebenspraxis erzeugen. Trotz umfassender und zum Teil berechtigter Kritik (vgl. Gergen 1996; Straub 1998; Keupp 1988) trugen Eriksons Konzepte zur Popularisierung des Begriffs Identität bei. Eine weitere wichtige Perspektive auf das Selbst lieferte der symbolische Interaktionismus mit Werken von Anselm Strauss (vgl. Strauss 1974) und Erving Goffman (vgl. Goffman 1967a; 1972). Sie richten sich vor allem gegen soziologische und sozialpsychologische Rollentheorien, die dem Subjekt eigenständiges und kreatives Denken und Handeln weitgehend absprechen. (Straub 1998: 73-77) In der Linguistik haben besonders die poststrukturalistischen und konstruktivistischen Positionen, die in den 60ern und 70ern des 20. Jahrhunderts formuliert worden sind, immensen Einfluss auf die heutigen Zugänge zur Konstitution des Selbst gehabt. Mit ihren Betrachtungen des Subjekts in der Sprache, bei denen sie auf die enge Verknüpfung der Konstruktion des Selbst und der Sprache hinweisen, haben die frankophonen PoststrukturalistInnen einen wertvollen Beitrag zu modernen Konzeptionen des Selbst geleistet. Sowohl Benvenistes Gleichsetzung des Subjekts und des Subjekts des Sprechens

(vgl. Benveniste 1966), als auch Derridas Behauptung, dass das Subjekt in Sprache eingeschrieben ist, gar eine Funktion von Sprache ist (vgl. Derrida 1972), weisen in diese Richtung. Ein weiteres Theorem poststrukturalistischen Denkens ist die Idee, dass Subjektivität ausschließlich als ein Resultat von sozialen Praktiken und kulturellen Mustern entstehen kann. So betrachtet etwa Foucault (vgl. Foucault 1984) soziale Praktiken als Urheber spezifischer sozialer Subjekte.

Die sozialkonstruktivistische Perspektive hebt insbesondere den Umstand hervor, dass soziale Wirklichkeiten nicht gegeben, sondern konstruiert sind (vgl. Berger/ Luckmann 2007) und durch die Konstruktionsleistung von Menschen gestaltet werden (vgl. Zimmermann/ Wieder 1970). Diese Positionen hatten beachtlichen Anteil an der Abkehr von der Auffassung des Selbst als ein Vorrecht einer Person sowie einem Konzept von Subjektivität als stabiles und kohärentes Set an Charakteristika, die Gruppen oder Personen beschreiben. Postmoderne Vorstellungen des Selbst lehnen die Auffassung eines Subjekts als cartesianische Einheit ab, die sowohl Rationalität und Entscheidungsfreiheit beinhaltet. Vielmehr geht der postmoderne Diskurs dahin das Selbst aus dem Singular zu befreien und von Selbsten zu sprechen. Weiter ist von Teilselbsten und Bastelselbsten die Rede (vgl. De Fina et al. 2006; Keupp et al. 1997, 2008; Bilden 1997, 1998; Hitzler/ Honer 1994) und statt des Begriffs Identität werden Ausdrücke wie Identifizierung (vgl. Hall 2000) verwendet. Diese Termini weisen darauf hin, dass das Selbst eine Konstruktionsleistung ist, die in einem steten Prozess diskursiver Arbeit entsteht. (De Fina 2003: 15f)

Der Begriff des Selbst, der vor allem in der Soziologie und Psychologie verwendet wird, enthält aber auch die Idee einer begrenzten Autonomie. Das heißt, dass die Bildung des Selbst zwischen unterschiedlichen Ansprüchen der Außenwelt, wie etwa materiellen, sozialen oder kulturellen Anforderungen und der Innenwelt einer Person balanciert, ja dieser Balanceakt sogar ihre Voraussetzung ist. Dieser Aspekt des Selbst macht bewusst, dass es limitiert, vorläufig und fragil ist – und zwar unausweichlich. (Straub 1998: 82) Das Selbst ist uns nicht gegeben. Niemand hat es einfach so, sondern wir müssen es uns aneignen, sprich erarbeiten. Arbeit am Selbst ist soziokulturell konstituiert, sie ist ein gesellschaftsspezifischer Modus Subjektivität zu formen. Wie Jan Assman es formuliert: „Identität ist ein soziales Phänomen beziehungsweise ‚soziogen‘“ (Assman 1992: 130). Die Frage nach dem Selbst, in der Art, wie man sich heute mit ihm befasst, gründet in radikalisierten Kontingenz-, Differenz- und Alteritätserfahrungen sowie auf der Erfahrung von Wirklichkeit als temporalisierten und dynamisierten Möglichkeitsraum, in dem der Zweifel zum Kern eines selbstreflexiven, selbstkritischen Denkens gehört. In diesem Zusammenhang bemühen sich Theorien über Selbste anzugeben, „wie Subjekte theoretisch gedacht werden könnten, damit vorstellbar und plausibel bleibt, dass sie sich auch dann noch als kommunikations-, handlungs- und

interaktionsfähige Personen erhalten können, wenn klar ist, dass Unbeständigkeit und Unberechenbarkeit Konstituenten menschlicher Praxis sind und – im Unterschied zu anderen Zeiten und Lebensformen – permanente Begleiter und Herausforderungen des Lebens in der modernen Welt bilden“ (Straub 1998: 89). (Straub 1998: 87ff)

2.1. Individualisierung

In der Neuzeit hat sich ein Verständnis des Subjekts herausgebildet, das, nach Macpherson (vgl. Macpherson 1967), als „possessiver Individualismus“ bezeichnet werden kann. Hierbei wird die Akkumulation „innerer Besitzstände“ ins Zentrum gerückt, die durch ein steuerndes und zentralistisch gedachtes Ich zusammen zu halten sind. Das Potential der Ressourcen des Ichs entscheidet darüber, ob diese Aufgabe mit Erfolg oder mit Verlusten im Sinne von neurotischen oder psychotischen Dekompensationen, erfüllt werden kann. In dem beschriebenen Modell wird das Selbst- und Weltverständnis der bürgerlichen Gesellschaften des Westens deutlich, die sich in scharfer Abgrenzung zu vormodernen, feudalistischen Strukturen gebildet haben. Menschen sind nun selbstbestimmende autonome Subjekte, die selbst verantwortlich für ihr Lebenswerk und als die zentralen Akteure auf der sozialen Bühne zu verstehen sind. In dieser Auffassung werden Menschen als das Eigentum ihrer eigenen Person gesehen und nicht als Teil einer komplexen Gesellschaft. Die Moderne hat Vorstellungen vom Selbst zu nachhaltigen Konstrukten in den Köpfen der Menschen gemacht, sodass sie fast ontologischen Charakter bekommen haben. Diese Auffassung des Selbst ist allerdings sehr jung. Gebhardt hält fest: „Die Vorstellung von einem eigentlichen, unveräußerlichen, in den verschiedenen Lebenslagen sich durchhaltenden „Ich“ ist – obwohl kulturell keineswegs universal und auch in Europa geschichtlich reichlich jung – gleichsam „natürlich“ geworden“ (Gebhardt 1988: 294). Dieser egozentristische Individualismus der bürgerlichen Subjekte lässt sich in Anlehnung an den englischen Sozialphilosophen MacIntyre so beschreiben, dass Menschen „ihre Identität und ihre wesentlichen humanen Eigenschaften getrennt von und vor ihrer Mitgliedschaft in irgendeiner besonderen sozialen und politischen Ordnung“ besitzen (MacIntyre 1988: 210). Der Zivilisationsprozess hat demnach einige Jahrhunderte gebraucht um den Mensch als dominante Figur aufzustellen. Dabei wird deutlich, dass die moderne Person sowie die Vorstellung der Konstruktion des Selbst als rein historische und nicht als allgemein menschliche zu begreifen sind. (Keupp et al. 2008: 19f)

Moderne Gesellschaften zeichnen sich durch eine Ausgliederung der Gesamtstruktur in institutionelle Bereiche aus, die durch bestimmte und klar abgegrenzte Grundfunktionen definiert sind. Wirtschaft, Herrschaft, Religion oder auch Familie sind Handlungsstrukturen, die als solche speziellen Institutionen zugeordnet werden können. Sie sind also institutionell

spezialisiert. Freilich sind die Teilsysteme der Sozialstruktur nicht voneinander unabhängig, doch folgen sie auf die Maximierung der Funktion orientierten Normen. So können auch die Verhaltensnormen der verschiedenen Institutionsbereiche nicht für alle Bereiche als gleich oder übertragbar begriffen werden. Weiter sind die Sinnhorizonte einzelner Teilsysteme nicht an ein Selbst einer Person gebunden, sondern an Institutionen. Die Verhaltensnormen sind vor allem an die Anforderungen der jeweiligen Grundfunktionen angepasst, wie etwa Fortpflanzung, Kindererziehung und Sozialisation, und folgen einem gewissen Zweckrationalismus. Schließlich sind die einzelnen ausdifferenzierten Teilsysteme nicht mehr einem symbolischen Universum untergeordnet, das eine Verbindung zwischen Sozialstruktur und Einzelexistenz herstellt, den Alltag oder die Krise mit einer außergewöhnlichen, gar transzendentalen Wirklichkeitsebene verbinden und sie somit rechtfertigen würde.

Wie bereits deutlich wird, ist die Ausdifferenzierung der Gesellschaft in spezialisierte Institutionsbereiche mit tiefgreifenden Veränderungen für den/ die EinzelneN verbunden. Eine Person steht nun in einem speziellen Verhältnis zu der einen oder anderen Institution, wobei funktional spezialisierte, an die jeweilige Institution gebundene und weitgehend anonymisierte Rollen als Bindeglied fungieren. Institutionen bestimmen zum einen die Verteilung von Zugangschancen zu sozialen Rollen und Ressourcen. Zum anderen determinieren sie durch die stete Kontrolle der Ausübung von sozialen Rollen in allen öffentlichen Bereichen auch den Inhalt und die Form großer Teile des Alltagslebens.

In modernen Gesellschaften gibt es keine einheitlich verbindliche und verbindende gesellschaftliche Weltansicht. Die hochentwickelte Arbeitsteilung, Spezialisierung und Bürokratisierung politischer und ökonomischer Entscheidungsprozesse steht einer starken innergesellschaftlichen Unterschiedlichkeit gegenüber. Das heißt also, dass der Rahmen der Bildung eines Selbst sowohl geschichtlich veränderlich, als auch sozial ungleich ist. Dies wird deutlich, wenn man die Zugangschancen des ebenso ausdifferenzierten Wissensvorrats eingehend besieht. Es gibt individuelle und strukturell bestimmte Ungleichheiten bezüglich der Orientierung in der Sozialwelt, im Gesellschaftsbild, in der Auffassung von sich und anderen. Luckmann betont, dass in modernen industriellen Gesellschaften, besonders in jenen mit kapitalistischen Wirtschaftssystemen, die soziale Schicht ein wesentlicher Faktor für die Sozialisation ist. (Luckmann 1979: 39-42)

Mit der Ausdifferenzierung der Gesellschaft geht eine Individualisierung einher. Damit ist zum einen die Auflösung vorgegebener sozialer Lebensformen, wie etwa das Zerfallen von Familien, Geschlechterrollen, Nachbarschaft oder, wie im Spezialfall des Zusammenbruchs der Sowjetunion, Normalbiografien, Orientierungsrahmen oder Leitbildern gemeint. Zum anderen wird mit dem Begriff der Individualisierung auf die neuen institutionellen Anforderungen, Kontrollen und Zwänge verwiesen, die über den Arbeitsmarkt,

Wohlfahrtsstaat und die Bürokratie auf die einzelne Person ausgeübt werden. (Beck/ Beck-Gernsheim 1994: 11f) Menschen leben heute also in einer Gesellschaft, die keine fixe Orientierung geben kann. Sie sind permanent dazu genötigt selbst Entscheidungen zu treffen, sehen sich aber einer Auflösung sozialer Normen gegenüber und „normale“ oder „individuelle“ Lebensmuster werden zahlreicher. Die Wahlmöglichkeiten steigen, damit allerdings aber auch das Risiko Fehler zu machen. Die Entscheidungen sind strukturell erzwungen oder folgen normativen Mustern, die keine Freiheit zulassen. „Das Individuum fühlt sich gleichzeitig von der Gesellschaft *freigesetzt* und auf *sich gestellt* und zugleich von ihr *bestimmt*“ (Abels 2006: 224; Hervorhebungen i.O.).

Der Schluss, der aus den angestellten Analysen gezogen werden muss, lautet eine neue soziale Einbindung für den/ die Einzelne zu schaffen. Der Mensch findet sich in höchst differenzierten Individuallagen wieder, die sich selbst stets wandeln. Er muss daher aus seiner individuellen Lage Entscheidungen für sein Leben treffen, aber er ist auch mit Institutionen und Regelungen, Moden und Erwartungen konfrontiert, welche die individuellen Entscheidungen lenken oder einschränken. Beck spricht bei diesem neuen Modus der Vergesellschaftung von Reintegration und Kontrolle sowie einer Verrechtlichung des Lebens. „Die Entzauberung hat dem Individuum den festen Halt bei seiner Suche nach dem Sinn seines Lebens genommen. Die Freisetzung hat ihm die Aufgabe beschert, gemeinschaftliche Bindungen selbst herzustellen. Die zunehmende Institutionalisierung und Verrechtlichung der gesellschaftlichen Beziehungen rahmen nicht nur seine Individualität, sondern kontrollieren auch seine Vorstellung von Freiheit“ (Abels 2006: 232). (Abels 2006: 231f)

Beck spricht von einem „Gestaltwandel“ im Verhältnis von Mensch und Gesellschaft und einem neuen „Modus der Vergesellschaftung“ (Beck 2003: 205). Individualisierung bedeutet den Zwang einen unübersichtlich gewordenen sozialen Raum selbst zu strukturieren. Es müssen Prioritäten gesetzt, Rollen koordiniert und Handlungslinien entworfen werden um Komplexität zu reduzieren.

Beck betont, dass Individualisierungsprozesse jenseits von „Stand“ und „Klasse“ verlaufen, sprich eine Schichtzugehörigkeit kann nicht länger der Klassifizierung von Personen dienen. Nunmehr sind die Lebenslage und die Art der Lebensführung Determinanten einer sozial gesellschaftlichen Zuordnung. (Abels 2006: 224ff) „Bei möglicherweise konstant bleibenden oder sich sogar verschärfenden Ungleichheiten in Einkommen, Bildung und Macht werden die klassischen Themen und Konflikte zunehmend verdrängt durch die Themen und immanenten Widersprüche eines gesellschaftlichen Individualisierungsprozesses, der die Menschen immer nachdrücklicher mit sich selbst und den Fragen der Entfaltung ihrer Individualität, ihres persönlichen Wohin und Wozu konfrontiert, sie aber zugleich einbindet in die Enge und Zwänge standardisierter und gegeneinander isolierter Lebenslagen“ (Beck 2003:

68). Dazu sei angemerkt, dass Personen in ausdifferenzierten Gesellschaften zweifelsohne vor der Aufgabe stehen ihr Leben selbst zu strukturieren und abseits von standardisierten Biografie- und Persönlichkeitsmustern zu konzipieren. Wir sehen uns heute vielerlei Möglichkeiten und Chancen gegenüber unser Leben zu gestalten. Jedoch darf, wider Becks Einschätzung, die Relevanz des individuell verfügbaren Kapitals, das sich auch durch eine Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht in einer Gesellschaft ergibt, nicht unterschätzt werden. Schließlich ist genau dieses Kapital und die Anerkennung von Kapital nötig um Chancen wahrnehmen zu können und ein Selbst, neben strukturellem Einfluss, konstituieren zu können.

Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass das Selbst in zweierlei Hinsicht eine Konstruktionsleistung ist. Zum einen gibt es das Selbst nicht an sich, sondern es ist ein ideelles Konzept. Es kann daher je nach Gesellschaft und ihrer Struktur verschieden aufgefasst und definiert werden. Zum anderen wird das eigene Selbst im Zusammenwirken von gesellschaftlichen Ansprüchen und persönlichen Bedürfnissen konstituiert. Wie im Zuge der Ausdifferenzierung der Gesellschaft in der Moderne deutlich geworden ist, liegt es an der einzelnen Person selbst und an ihrem Umfeld ein sinnvolles Selbst zu konstruieren, wobei die Komplexität, die aus der Summe verschiedenster Teilsysteme entsteht, in Eigenleistung reduziert werden muss. Einerseits steht einzelnen Personen ein Spektrum an Orientierungsmöglichkeiten zur Verfügung, das noch vor einigen hundert Jahren unvorstellbar gewesen wäre. Andererseits ist damit auch für den/ die EinzelneN der Druck verbunden die jeweiligen gesellschaftlichen Lebenswelten sinnvoll miteinander zu verbinden. Die Konstituierung eines Selbst ist ein ständiger Prozess.

2.2. Konstruktionen des Selbst

„Identität“ ist wohl der „Inflationsbegriff №1“ (Brunner 1987). Das hat Brunner bereits vor zwanzig Jahren über einen Begriff festgestellt, der damals wie heute leichtfertig in verschiedensten Kontexten verwendet wird. So findet man Ausdrücke wie corporate identity, identity politics, identity styling und brand identity. Im wissenschaftlichen Bereich ist die Rede von personaler Identität, kollektiver Identität, kultureller Identität, gar sexueller Identität. Der Begriff hat sich in der diffusen Schnittmenge verschiedenster Fach- und Alltagsdiskurse eine opulente Vielzahl an Bedeutungen eingehandelt. So wird etwa argumentiert, dass eine personale Identität durch gewisse soziokulturelle sowie symbolische Formen und Praktiken konstituiert wird, wodurch eine Zuschreibung zu Kollektiven vorgenommen werden kann und flugs eine kollektive Identität mit gewissen Merkmalen konstruiert wird (vgl. Straub 1998: 97f). Typisierungen und Verallgemeinerungen werden äußerst schnell vollzogen, daher soll hier schon sprachlich angesetzt werden und

generalisierende Adjektive vor einem Begriff, der eine Person beschreibt, außen vor gelassen werden. Man mag sich vielleicht zu unterschiedlichen Gruppen zugehörig fühlen, dennoch bedeutet eine Askription oder eine Zugehörigkeit zu einer Gruppe nicht das Innehaben der gleichen Merkmale. In Folge wird daher von Selbst, Selbsten und Teilselbsten die Rede sein, ohne mit weiteren Adjektiven Verwirrung zu stiften. Der Ausdruck Selbst oder Selbste wird hier, wie bei anderen Autorinnen (vgl. Bilden 1997; Keller 1989), dem Begriff der Identität vorgezogen. Erstens ist vor dem Hintergrund einer ausdifferenzierten Gesellschaft, in der Personen einzigartig vernetzt sind, ein singuläres Individuum kaum vorstellbar. Der Begriff des Individuums ist also obsolet. Zweitens ist es nicht nur dem persönlichen Empfinden zuträglicher, sondern auch der Prozesshaftigkeit der Konstitution eines Selbst entsprechender, ein *Selbst zu sein*, als eine *Identität zu haben*.

Wenn ich als einzelne Person aber nicht existiere und existieren kann, wie kann es dennoch sein, dass ich ein oder gar mehrere SelbstE bin? Zu Anfang muss festgehalten werden, dass sich das Selbst vom physiologischen Organismus unterscheidet. Es entwickelt sich: Bin ich als Säugling noch nicht ein Selbst, entwickle ich mich als Selbst jedoch im gesellschaftlichen Erfahrungs- und Tätigkeitsprozess, sprich als Ergebnis meiner Beziehung zu diesen Prozessen als Ganzem und zu anderen Mitmenschen innerhalb dieser Prozesse. Das Selbst ist für sich selbst ein Objekt – dies unterscheidet es von anderen Objekten, wie dem Körper etwa. Alle körperlichen Erfahrungen sind für uns um ein Selbst organisiert. Mead stellt die Frage, wie eine Person erfahrungsmäßig so aus sich heraustreten kann, dass sie für sich selbst zum Objekt wird. Dies ist das Problem rund um das Selbst und das Bewusstsein allgemein. Die Lösung besteht darin, sich an den gesellschaftlichen Verhaltensprozess zu halten, in den die jeweilige Person eingeschlossen ist. (Mead 1995: 177ff)

„Der Einzelne [sic!] erfährt sich – nicht direkt, sondern nur indirekt – aus der besonderen Sicht anderer Mitglieder der gleichen gesellschaftlichen Gruppe oder aus der verallgemeinerten Sicht der gesellschaftlichen Gruppe als Ganzer, zu der er gehört. Denn er bringt die eigene Erfahrung als einer Identität oder Persönlichkeit nicht direkt oder unmittelbar ins Spiel, nicht indem er für sich selbst zu einem Objekt wird, sondern nur insoweit, als er zuerst zu einem Objekt für sich selbst wird, genauso wie andere Individuen gegenüber für ihn oder in seiner Erfahrung Objekte sind; er wird für sich selbst nur zum Objekt, indem er die Haltungen anderer Individuen gegenüber sich selbst innerhalb einer gesellschaftlichen Umwelt oder eines Erfahrungs- und Verhaltenskontextes einnimmt, in den er ebenso wie die anderen eingeschaltet ist.“ (Mead 1995: 180)

Um mir also ein Bild von mir machen zu können, muss ich die Haltungen meiner Mitmenschen übernehmen können. Dabei spielt Sprache und Kommunikation eine wesentliche Rolle. Für Mead ist Kommunikation „das Grundprinzip der gesellschaftlichen Organisation des Menschen“ (Mead 1995: 299). Das gleiche gilt für die Organisation des

Selbst. Das Bewusstsein entsteht in der ständigen Kommunikation zwischen uns und den anderen. Wir versetzen uns in die Rolle des anderen/ der anderen und stellen uns vor, wie er/ sie auf uns reagieren wird. Dabei betrachten wir uns auch selbst und wie wir reagieren. Wir sehen uns also mit den Augen der anderen – erst durch den Umweg über die anderen werden wir uns unserer selbst und unseres Selbst bewusst. Damit setzt Mead den Grundstein für die Entwicklung eines Selbst. (Abels 2006: 255) Gleichzeitig und als wechselseitige Bedingung mit der Herausbildung des Selbst erfolgt die Sozialisation in eine Gesellschaft (vgl. auch Kapitel '1.3. Internalisierung der Wirklichkeit'), was wiederum ein Beleg dafür ist, dass ein Mensch nicht ohne Gesellschaft zu denken ist. Denn nur wenn der Mensch die Haltung der organisierten gesellschaftlichen Gruppe, der er sich zuschreibt, gegenüber den organisierten, auf Zusammenarbeit basierenden gesellschaftlichen Aktivitäten, mit denen sich die Gruppe befasst, annimmt, kann er ein Selbst entwickeln. Darüber hinaus sind die komplexen Prozesse, Tätigkeiten und institutionellen Funktionen der Gesellschaft lediglich dann möglich, wenn jede betroffene oder zu der Gesellschaft gehörende Person fähig ist, die allgemeinen Überzeugungen anderer Mitmenschen in Hinblick auf eben jene Prozesse, Tätigkeiten und Funktionen und auf das dadurch geschaffene gesellschaftliche Ganze der Wechselbeziehungen zwischen Erfahrungen zu übernehmen und das eigene Verhalten danach zu richten. Mithilfe der verallgemeinerten Anderen kann die Gemeinschaft Kontrolle über die einzelne Person ausüben – denn auf diese Art wirkt die Gesellschaft als bestimmender Faktor in das Denken einer Person ein. Beim abstrakten Denken übernimmt die Person die Haltung der verallgemeinerten Anderen gegenüber sich selbst. Beim konkreten Denken wird diese Haltung insoweit eingenommen, als sie in der Überzeugung gegenüber dem eigenen Verhalten bei jenen anderen Personen ausgedrückt ist, mit denen er/ sie interagiert. Was nun wie eine Verschwörungstheorie klingt, ist die Basis für unser Denken und Handeln. Nur durch die Übernahme der Haltung der verallgemeinerten Anderen ist jenes System gesellschaftlicher Bedeutungen möglich. Dies bedeutet aber auch, dass in meinem Selbst, das sich entlang der Sozialisation in einer Gesellschaft entwickelt, die allgemeinen Strukturen eben dieser Gesellschaft und der Teilbereiche der Gesellschaft widergespiegelt werden. (Mead 1995: 197ff)

„In anderen Worten, die organisierte Struktur jeder einzelnen Identität innerhalb des menschlichen gesellschaftlichen Erfahrungs- und Verhaltensprozesses spiegelt die organisierten Beziehungen dieses Prozesses als Ganzes wider und wird durch ihn gebildet. Jede einzelne Identitätsstruktur spiegelt aber (und wird gebildet durch) einen andersartigen Aspekt oder eine andere Perspektive dieser Beziehungen, weil eine jede diese Beziehungen aus ihrer eigenen einzigartigen Position spiegelt.“ (Mead 1995: 245)

Moderne ausdifferenzierte Gesellschaften teilen sich in gesellschaftlich-funktionale

Untergruppen, wie politische Parteien, Klubs, Berufssparten oder auch Schichten. Im Rahmen dieser sind einzelne Mitglieder direkt miteinander verbunden. Die Mitgliedschaft in einer Gruppe ermöglicht es einer Person direkt oder indirekt gesellschaftliche Beziehungen mit anderen Angehörigen dieser Gruppe aufrecht zu erhalten. (Mead 1995: 197ff) Aufgrund der Partizipation in Teilsystemen wechseln Menschen alltäglich zwischen verschiedensten Sinn- und Wissenssystemen, die jeweils über eigene Werte und Normen verfügen und divergierende Handlungsanforderungen an ihre Mitglieder stellen. Die Teile des Alltags müssen in einen individuellen Selbstentwurf unter kontinuierlicher Arbeit am Selbst zu einem „Patchwork“ (Keupp 1989) eines Selbst vereint werden. Sprich, die verschiedenen Teilselbste¹, die sich aus den Rollen, Werten und Handlungsanforderungen der einzelnen Institutionsbereiche ergeben, müssen sinnhaft verbunden werden. (Ahbe 1997: 208) Auf der einen Seite „dürfen“ wir uns als Mitglieder einer modernen Gesellschaft nicht auf ein Selbst festlegen, sondern müssen beweglich, offen und anpassungsfähig bleiben. Die Theorie der „Bastel-Identität“ oder „Patchwork-Identität“ (vgl. Keupp 1989) versteht den Menschen als Produzenten persönlicher Mosaik des Lebens. Aus den vorhandenen Lebensstilen und Sinnelementen bilden sie ihre eigenen kleinen lebbaren Konstruktionen. (Keupp 1997: 17) Auf der anderen Seite kann eine Person dank einer lockeren Verbindung mehrerer Teilselbste und deren relativer Autonomie an Stabilität gegen Enttäuschungen und Krisen gewinnen. Zwangslagen in einem Lebensbereich, der in diesem Sinne auch ein Teilselbst betrifft, können leichter ertragen und überwunden werden, wenn sie nicht die ganze Person betreffen. Das bedeutet, dass die Anerkennung der Vielzahl der Selbste – auch die ungeliebten und abgelehnten – als Teile des eigenen Selbst-Systems die adaptive Fähigkeit erhöht mit vielfältigen und neuen Situationen umzugehen zu können. Die Ablehnung einer hierarchischen Ordnung und einer konstanten, eindeutigen Zentrierung des Selbst sowie das Erfassen ungelebter Möglichkeiten bei der Selbst-Umsetzung schafft dem Selbst Raum zu einer weitläufigen Entwicklung. Jenseits des einheitlichen Selbst ist eine reichere Entfaltung und Erweiterung der Ressourcen zur Lebensbewältigung möglich. Dissoziation kann demnach als ein adaptiver Mechanismus gesehen werden (vgl. Rowan 1990). In einem extremen Ausmaß ist sie freilich schädlich. Denn trennt eine Person die Selbste und die Lebensbereiche und findet keine Kommunikation mehr mit den anderen Selbsten und Lebensbereichen statt, so verliert die Person auch an innerem Zusammenhalt. Es scheint sinnvoll zu sein eine Zeit lang Selbste und Lebensbereiche zu separieren, jedoch darf die Kommunikation nicht abreißen. Bleibt Kommunikation aus,

¹ In weiterer Folge wird abwechselnd von dem Selbst in der Singularform, von Selbsten und Teilselbsten die Rede sein. Aus sprachlichen Gründen werden die Formen wechselweise benutzt, gemeint ist aber eine Pluralität von Selbst, sprich Selbste und Teilselbste, die hinter einem vermeintlich einheitlichen Selbst stehen. Der Begriff Identität wird nur in Zitaten oder in konzeptuellen Vorstellungen, wie ethnische, kulturelle Identität oder ähnlichem verwendet.

wird das Subjekt nicht nur in sich gespalten, sondern für andere unglaubwürdig.

Subjekte moderner Gesellschaften sind also als Subjekte zu verstehen, die sich in der Pluralisierung der Gesellschaft, in den verschiedenen Sinn- und Wertesystemen und den teils sprunghaften Veränderungsprozessen bewegen können ohne zerrissen zu werden. Es handelt sich um Subjekte, die in ihren Lebensgewohnheiten und Lebenspraxen die gesellschaftlichen Dynamiken aktiv im Sinne ihrer Wünsche und Bedürfnisse versuchen mitzugestalten. Das Konzept der Teilselbste ist trotz oder gerade wegen seiner Freiheiten aber nicht zu unterschätzen. Es stellt hohe Ansprüche an Personen. Die Herstellung von Kohärenz und Kontinuität ist krisenträchtig und anstrengend. Viele Menschen sehen sich mit der sozialen Lage der Gesellschaft überfordert. Besonders schwierig wird es, wenn die gesellschaftlichen Bedingungen auf den Menschen zerstörerisch wirken und die soziale Anerkennung als wertvolles und nützliches Mitglied der Gesellschaft ausbleibt, wie es unter Umständen im Falle von häufiger Arbeitslosigkeit, sozialer Isolation, Erfahrung von Ausgrenzung, Machtlosigkeit oder Demütigung eintritt. (Bilden 1997: 242-247)

Mit dem Konzept der Teilselbste wird nur allzu deutlich, dass das Selbst nie vollkommen oder gar abgeschlossen sein kann. Wie Subjektivität selbst, befindet es sich in einem ständigen prozesshaften Wandel. In Personen wirken verschiedene Selbste, die in verschiedene Richtungen drängen, sodass Identifikationen wechseln. Eine Suche nach dem, was wird *sind*, ist in diesem Sinn unmöglich. Das Selbst ist ein Prozess. Dies schließt auch einen immerwährenden Vorgang der Identifikation mit ein, der besagt, dass dies hier nicht dasselbe ist wie das dort. (Hall 2000: 72) Das Selbst ist eine Beziehung und keine individuelle Eigenschaft, wie etwa der Begriff Identität vermuten lässt. Deshalb muss die Frage nach dem Selbst nicht lauten „wer bin ich?“, sondern „wer bin ich im Verhältnis zu den anderen und wer sind die anderen im Verhältnis zu mir?“. Das Konzept des Selbst ist untrennbar vom Konzept der Alterität zu sehen. (Keupp et al. 2008: 95) Wenn wir meinen, von Geburt bis zum Tod ein einheitliches Selbst zu sein, so geschieht das nur, weil wir eine „Erzählung unseres Ich“ über uns selbst konstruieren. Ein einheitliches, sicheres und kohärentes Selbst ist eine Illusion. So sehr sich Systeme der Bedeutung und der kulturellen Repräsentation in modernen Gesellschaften vervielfältigen, so sehr werden wir mit einer unübersichtlichen, fließenden Vielfalt möglicher Selbste konfrontiert, von denen wir uns zumindest vorübergehend mit jeder identifizieren könnten. (Hall 2000: 182f) Das Selbst ist also eine fragile Konstruktion aus verschiedenen Facetten von „selbst“ und „anderer“, aus Identifikationen und Distanzierungen, die innerhalb sozialer Einheiten, wie Interaktionen, Treffen oder Situationen vorgenommen werden. Während dieser werden symbolische Ressourcen, zum Beispiel, aus Sprache, geschöpft um das Selbst symbolisch zu fundieren. Goffman (vgl. Goffman 1967b) betont dabei den symbolischen Charakter, den Identifikationen annehmen. Denn die Art und Weise,

wie wir uns ausdrücken und uns darstellen, wie wir sprechen, handeln und uns bewegen, wie wir sowohl uns, als auch unser Eigentum (darunter nicht nur materielle Objekte, sondern auch Information selbst (vgl. Goffman 1971)) gesellschaftlich positionieren, wirken wie wiederkehrende Rituale zusammen, mithilfe derer wir soziale Selbste konstruieren. (Schiffrin 2006: 109f)

Arbeit am Selbst ist also nicht ohne gewisse Ressourcen zu bewältigen. Neben bereits angeführten sprachlichen sind weitere essentielle Ressourcen, zum Beispiel, ein hohes Maß an individueller Gestaltungskompetenz, die Fähigkeit zur Verknüpfung und Kombination multipler Realitäten und auch die Fähigkeit zur Toleranz von Ambiguitäten eine Voraussetzung für die Konstruktion eines Selbst. Weiter hängen die Gestaltungsmöglichkeiten für das Selbst oder die Selbste von personalen, sozialen und materiellen Ressourcen der einzelnen Person sowie von sozialen Schichten und den damit verbundenen Machtverhältnissen in einer Gesellschaft ab. (Keupp et al. 2008: 74ff)

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das Selbst als ein Konstruktionsprozess zu verstehen ist, der sich in dialogischer Erfahrung in sozialen Netzwerken vollzieht. In ihnen wird um Anerkennung gerungen. Die Basis der Entwicklung des Selbst ist dabei der kontinuierliche Abgleich von Selbst- und Fremdwahrnehmung, antizipierter Erwartung und der eigenen Antwort der Personen darauf. Ein isoliertes Wesen versucht nicht „sein Selbst zu entschlüsseln“ – das Selbst wird vielmehr in einem teils offen geführten, teils verinnerlichten Dialog mit anderen ausgehandelt. Es lässt sich nicht mehr aus einer gemeinsamen Weltsicht vieler oder einem ideologischen und moralischen Normenpaket ableiten, sondern entwickelt sich aus einer dialogischen Welterfahrung der einzelnen in ihrer Lebenswelt. Betrachtet man das Selbst vor dem Hintergrund einer Lebenswelt, so stellt sich weiter die Frage nach (macht-)bestimmten Konstitutionen von Anerkennungsverhältnissen und mit welchen sozialen und individuellen Ressourcen Selbstbehauptung des Selbst in der jeweiligen Lebenswelt erreicht werden kann. (Keupp et al. 2008: 95-100) Diese Fragen müssen aber noch unbeantwortet bleiben. Fest steht, dass die Konstruktion des Selbst Motor lebenslanger Entwicklung ist.

2.3. Sprache & das Selbst

Sprache und in weiterer Folge Kommunikation sind die Grundkonstanten alltäglicher Interaktion. Wie ist das System der Sprache aber aufzufassen und wie wirkt es auf die Konstitution des Selbst?

Die Bewusstseinsleistung der Appräsentation, die bereits in Kapitel '1.2. Die Institutionalisierung und Objektivierung der Alltagswelt' ausführlich beschrieben worden ist, stellt die Basis für die Konstitution von verschiedenen Zeichen dar, die sich weiter im

sozialen Handeln ausbilden und sozial konventionalisiert sind. In vielen Situationen unmittelbarer sozialer Beziehung werden Anzeichen intersubjektiv verbindlich gesetzt, das heißt sie können zu Zeichen werden, die sich wiederum in übergeordnete Systeme zusammenfassen lassen. Auf diese Art werden sprachliche Zeichen in der Gleichzeitigkeit eines appräsentierten lautlichen Ausdrucks und appräsentierten Sinns erzeugt. Es kommt zu einer Ablösung von individuellen Erfahrungsschemata hin zu einem anonymisierten, allgemein gültigen Erfahrungsmuster. Sprache als historisches Zeichensystem besteht aus einem Netz von Lautformen als appräsentierendes Mittel und von appräsentierten, sprich vermittelten Bedeutungsstrukturen. Letztere umfassen sowohl verbindlich typisierte Erfahrungselemente, als auch Erfahrungsschemata. Als Lautform werden Erfahrungselemente und Erfahrungsschemata aus den verschiedensten Bereichen der alltäglichen Wirklichkeit einheitlich objektiviert. Das bedeutet, dass der vielfältige individuelle Sinn verschiedenster persönlicher Erfahrungen im quasi-idealen, von der Einzigartigkeit der Erfahrung abgelösten System der Sprache in objektive Bedeutung umgewandelt wird. Die objektiven Bedeutungen der Sprache und des gesellschaftlichen Wissensvorrats insgesamt prägen dann wiederum den Sinn des Sprechens und des Handelns jeder Person. Luckmann hält fest: „Die 'objektiven' versprachlichten Bedeutungen bewähren und häufen sich in einem sozialhistorischen Zusammenhang und wirken auf subjektive Konstitution von Erfahrungssinn zurück“ (Luckmann 2007: 158). Ähnliches gilt für das alltägliche Verhalten des Menschen und die Struktur einer geschichtlichen Alltagswirklichkeit – beide werden durch die von historischen Zeichensystemen repräsentierten Bedeutungen mitbestimmt und vorbestimmt. Dies hat sowohl Auswirkung auf die Konstitution typischen Sinns in subjektiven Erfahrungen, als auch auf das Festmachen von Sinn in Erinnerungen sowie auf das Verstehen von eigenem respektive fremden Handelns und schließlich auf die intersubjektive Rekonstruktion von Sinn. Freilich darf dies nicht als ein sich ewig reproduzierender Zirkelschluss gedacht werden. Menschen sind trotz ihrer Einbettung in ein gesellschaftliches System und dessen Strukturen Herren und Frauen ihrer eigenen Handlungen und können aktiv auf ihre Lebenswelt einwirken. (Luckmann 2007: 158f)

Sprache verkörpert eine gewisse Weltauffassung, sodass ihre innere Form mit den grundlegenden Orientierungsschemata und Wertmustern einer Weltauffassung übereinstimmen. Sie beinhaltet selbstverständliche Vorentscheidungen darüber, welche Motive und Handlungsentwürfe für eine gewisse Person in einer bestimmten Situation allgemein verbindlich sind und was als problematisch gilt. Darüber hinaus hat eine historische Sprache immer auch das gesellschaftliche Apriori zum Bestandteil, das die biografische Situation begrenzen und die Entwicklung des Selbst bestimmen kann. Es wird deutlich, dass sich die Sozialstruktur einer Gesellschaft in Symbolsystemen manifestiert, die als „objektive“

Wirklichkeit besonders sprachlich an Gesellschaftsmitglieder vermittelt wird. Sowohl in Form von Sozialstruktur, als auch in Form von Kultur spielt die historische Gesellschaft eine gewichtige Rolle in der Entwicklung des Selbst. Die Gesellschaft „präsentiert sich dem Individuum als geschichtliche und 'objektive' Wirklichkeit und repräsentiert sich in ihm als die subjektive Realität der Person“ (Luckmann 2007: 218).

Sprache ist also sowohl das zentrale Mittel der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit, als auch das Hauptmedium der Vermittlung gesellschaftlich konstruierter Wirklichkeit. Sprache dient als subjektive und intersubjektive Bedingung der Weltorientierung und der Entwicklung des Selbst. Die Erfahrungsschemata, die intersubjektiv und/ oder sozial relevant sind, werden über Generationen als Positionierung zur Wirklichkeit sprachlich ausgeformt. Ist dies geschehen, wirken sie ihrerseits auf individuelle Erfahrungen und soziales Handeln. Das bedeutet, dass „die Festlegung inhaltlich bestimmter Formen der Kommunikation in gesellschaftlichen Institutionen, sozialen Schichten (Kasten, Ständen, Klassen) und Gruppen, die semantische Aufgliederung der institutions-, schicht- und gruppenrelevanten Erfahrungsschemata und 'Problemlösungen' die offensichtliche pragmatische Funktion der Wissensvermittlung hat, aber zugleich (neben der unmittelbar interessensbestimmten) die kommunikative Grundlage für Gruppen-, Klassen- und so weiter Bewusstsein bildet“ (Luckmann 1980: 117). Die Grundfunktion der Sprache, die Übertragung von Bedeutung, verwirklicht sich in den Absichten des Sprechenden und den Deutungen des Hörenden. Aus der Fülle von individuellen Sprachstilen, Repertoires, Phonologie, Intonation oder Akzent werden Schlüsse auf den inneren Zustand, das Selbst und die soziale Biografie der sprechenden Person gezogen. (Luckmann 1980: 117f) Luckmann folgert aus diesem Umstand, dass die Sprache eine *phatische Funktion* ausübt. Darunter versteht er eine Verortung von Sprechenden in einer Sozialstruktur. Anhand sprachlicher Mittel werden Personen identifiziert, Solidarität und Beziehungen verdeutlicht, distinguiert, differenziert und distanziert. Sprache erfüllt dadurch eine wichtige Rolle in der Konstruktion, Stabilisierung und Reproduktion subjektiver Systeme pragmatischer und moralischer Ordnung. (Knoblauch 1995: 44) So geht nicht etwa *die Sprache* an sich in die Prozesse der Entwicklung des Selbst ein. Es ist vielmehr eine *bestimmte Version* der Sprache, zum Beispiel, ein Dialekt, eine Kastensprache oder ein schichtspezifischer „Sprachcode“. (Luckmann 2007: 215ff)

Weiter erfolgt durch die Verwendung von Sprache eine Zuschreibung – sowohl durch sich selbst, als auch durch andere – zu verschiedenen Gruppenzugehörigkeiten, wie etwa Schicht oder auch Ethnizität und ähnlichen Gemeinschaftszuordnungen. Freilich hat Sprache darüber hinaus auch eine Bedeutungsfunktion. Sprachliche Zeichen verweisen auf affektive Zustände, das Selbst und die biografische Lage der sprechenden Person. Sprache ist daher *indikativ* – Sprechstile, linguistische Repertoires oder prosodische Merkmale werden zu Zeichen für das

Selbst der Sprechenden. Bei den unzähligen Funktionen, die Sprache erfüllt, darf aber nicht vergessen werden, dass sie zwar wichtiges Mittel zur Umsetzung kommunikativen Handelns und zur Konstitution eines Selbst ist, aber nicht das einzige. Sie ist *ein* Zeichensystem unter vielen. Sprachliche Zeichen sind nur eine Form kultureller Objektivationen, die *in* Prozessen kommunikativen Handelns produziert und verändert werden. (Knoblauch 1995: 44f)

Neben den Bedeutungen sprachlicher Zeichen, die in und aus einer gewissen historischen Gesellschaft generiert werden, erhalten Sprache und andere Zeichensysteme ihren Sinn aus der Weise, wie sie in Beziehungen verwendet werden. Sprache ist daher kein Produkt einer einzelnen Person, sondern entsteht in der aufeinander bezogenen Interaktion von Menschen. Sprachliche Zeichen sind nur in sozialen Beziehungen sinnhaft. „Die Bedeutung unserer Wörter [hängt] nicht von den Eigenschaften der Welt ab, sondern von ihrer Beziehung zu anderen Wörtern. Sinn entsteht erst innerhalb von Texten (oder Sprachen)“ (Gergen 2002: 59). Die Art und Weise, wie wir beschreiben, erklären oder darstellen, bestimmt den Charakter der zukünftigen Wirklichkeit und folglich unseres zukünftigen Selbst. So wie die Sprache, ist auch Verhalten an Beziehungen gebunden. Diese Beziehungen müssen immer neu interpretiert, sprich sinnhaft gemacht werden, um aktuell zu bleiben. Umgekehrt können durch die Neuinterpretationen alte Deutungen abgelehnt und die Wirklichkeit verändert werden. *Generative Diskurse*, das heißt neue Formen des Sprechens und Schreibens, stellen bekannte Formen des Lebens in Frage und eröffnen Handlungsmöglichkeiten. Mithilfe von Sprache lassen sich neue Sinnbezüge herstellen, sprich neue Wirklichkeiten konstruieren. Dieses Bewusstsein schafft einerseits Unsicherheit, da die Stabilität unserer Lebenswelt gefährdet ist. Andererseits schafft sie Hoffnung, da kategorische und/ oder zum Teil problematische Fremd- und Selbstzuschreibungen zu Ethnizität, gender oder Nationalität ausgehebelt und unwirksam gemacht werden können. (Gergen 2002: 66ff)

Sprache ermöglicht uns also zu zeigen, was ich und andere bereits gesagt und getan haben sowie sagen und tun werden. Dies geschieht in einer textuellen Welt, die aber in der sozialen alltäglichen Welt reflektiert, bestätigt oder verneint, gewünscht oder verwünscht werden kann. (Schiffrin 2006: 129) In den Worten Schiffrin bedeutet das,

„'who' we are is constructed not only by what I and 'others' say and do in the world of social interaction, then, but also by how I represent (as author and animator) and commit to (as principal) what I (as a figure) and different 'others' say and do in the textual world. Thus, the language of our textual world allows us to see each other in our social worlds in relation to many other categories of 'others'.“ (Schiffrin 2006: 130)

Einen wichtigen Platz bei der Darstellung des Selbst nehmen also sprachliche Mittel ein. Jede solcher Darstellungen, die im Rahmen einer Interaktion formuliert wird, ist ein Beitrag, den die anderen Beteiligten bei ihrer Interpretation der Situation berücksichtigen müssen. Die

sprachliche und symbolische Selbst-Darstellung ist aus Sicht der Mitmenschen ein Bündel von Erwartungen, das in ihr eigenes Bestreben ein Selbst zu sein und darzustellen, eingeht. Diese wechselseitige Beeinflussung der Möglichkeiten ein Selbst zu sein ist Bestandteil jeder Interaktion. So wie sich einE InteraktionspartnerIn gibt und sein/ihr Selbst artikuliert, beeinflusst unwillkürlich die Selbst-Darstellung des/der anderen Interaktionspartners/Interaktionspartnerin. (Krappman 1971: 171) In verschiedenen Situation erzählen wir uns auf unterschiedliche Art und Weise, sprich präsentieren unser Selbst sprachlich unter einem etwas anderen Licht. Wir sind in verschiedenen Lebenswelten verankert, in denen es eigene Formen der Selbstnarration gibt oder geben kann. Demnach existiert keine singuläre immer abrufbare Generalerzählung, sondern die Selbstdarstellung ist situativ und kontextabhängig, immer der Verhandlung mit dem gegenüber unterworfen. (Keupp et al. 2008: 104) Für die gelungene Präsentation unseres Selbst bedürfen wir daher sowohl der Zustimmung unserer InteraktionspartnerInnen, als auch eines gewissen Grads ihrer Anerkennung unseres Selbst. Ihre Vorstellungen über uns können wir nicht unberücksichtigt lassen, wenn Interaktion und das Zusammenleben überhaupt funktionieren soll. (Krappmann 1971: 7) Möchte eine Person ihr Selbst dennoch gegen den Erwartungsdruck aus den verschiedenen Interaktionssystemen behaupten, so muss sie deutlich machen können, dass sie je nach Interaktion verschieden auftreten kann und dass ihr Selbst widersprüchliche, logisch oft nicht miteinander zu vereinbarende Elemente enthält. Diese Leistung, welche die Struktur des Systems sozialer Beziehungen dem Menschen aufbürdet, eröffnet gleichzeitig die Chance, mithilfe der Diskrepanz zwischen Anforderungen und Selbstinterpretationen die Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit des Selbst zu manifestieren. Die Sprache, in der sich ein in dieser Weise charakterisiertes Selbst artikuliert, muss eine Sprache sein, die Inkompatibles in sich aufnehmen kann. (Keupp et al. 2008: 48) Kommunikation und Sprache können als wesentliche Bestandteile der Konstruktion von Selbsten verstanden werden. Die Sprache an sich – man denke an den Kontext der Sprachenmigration -, eine gewisse sprachliche Ausdrucksweise oder Erzählungen sind in soziales Handeln eingebettet. Sie machen Ereignisse sozial sichtbar und werden dazu verwendet vergangene Ereignisse mit der Gegenwart zu verbinden sowie die Erwartung zukünftiger Ereignisse zu begründen. Erzählungen sind somit das vorrangige strukturierende Schema, durch das Personen ihr Verhältnis zu sich selbst, zu anderen und ihrer Umwelt organisieren und sinnhaft auslegen können. Kommunikation und Diskurs zeigen immer wieder, wie um Kohärenz und Kontinuität des Selbst „gekämpft“ werden muss. In ihnen tritt die Prozesshaftigkeit und die stete Neuschöpfung des Selbst von Subjekten deutlich zutage. (Keupp et al. 2008: 101f)

Fassen wir also zusammen: *Das Selbst* ist ein Projekt, das zum Ziel hat, ein individuell

gewünschtes oder notwendiges „Gefühl eines Selbst“ zu erzeugen. Basale Voraussetzungen für dieses Gefühl sind *soziale Anerkennung und Zugehörigkeit*. Vor dem Hintergrund von Pluralisierungs-, Individualisierungs- und Entstandardisierungsprozessen kann man keine haltbaren Muster für das Selbst finden. Stattdessen hat alltägliche Arbeit am Selbst die Aufgabe, ein *Gefühl von Kohärenz und Kontinuität* unterschiedlicher Teilselbste zu schaffen. Qualität und Ergebnis dieser Arbeit sind abhängig von den Strukturen eines *machtbestimmten Raumes*, in dem die Selbst-Konstruktion stattfindet und der schon immer aus dem Potential möglicher Selbst-Entwürfe bestimmte hindert und andere favorisiert, manche nahe legt oder aufzwingt. Darüber hinaus ist die Arbeit am Selbst oder an Selbsten von den *Ressourcen* – hinter denen durchaus wieder ein Machtdiskurs stehen kann – einer Person abhängig. Ressourcen reichen etwa von fundierten Fachkompetenzen über die kommunikativ vermittelten Netzwerkressourcen bis hin zu gesellschaftlich-institutionell vermittelten Ideologien und Strukturvorgaben. Die Konstitution des Selbst muss nicht von einem Wunsch nach einem kohärenten Sinnganzen bestimmt sein, wird aber wohl von Bedürfnissen geleitet, die aus der persönlichen und gesellschaftlichen Lebenssituation resultieren. Insofern konstruieren sich Personen ihrE SelbstE nicht in beliebiger und jederzeit revidierbarer Weise, sondern versuchen ihre Konstruktionen des Selbst in ein Verhältnis zur erlebten Wirklichkeit zu setzen. Dabei werden *Identifikationen* benötigt, sogenannte Normalitätshülsen oder Symbolisierungen von alternativen Optionen, Möglichkeitsräumen oder Utopien. (Keupp 1997: 34f)

2.4. Migration, Sprache & das Selbst

In der globalisierten Welt scheinen Staatsgrenzen zu verschwimmen und unpräziser zu werden. Menschen migrieren über Staatsgrenzen oder Sprachgruppen hinaus. Für Personen, die das Geburtsland nicht verlassen haben, nehmen die Gelegenheiten und die Möglichkeiten zum Kontakt mit anderen oder „dem Anderen“ zu. Daraus entstehen nicht selten Problematiken bezüglich der Selbstwahrnehmung – besonders für jene Menschen mit Migrationserfahrung, aber auch für jene ohne solcherlei Erfahrung. Aus dieser neuen Konstellation, die sich aus der aktuellen Nationalstaatsidee und vielfältigen Arten von Migration ergibt, entwickelt sich ein wachsendes Interesse an dem Zusammenspiel von Sprache, dem Selbst und der Identifikation mit sozialen Klassifikationen, wie etwa Ethnie, Nationalität oder Kultur sowie den Beziehungen zwischen gewissen Gruppenzuschreibungen von Personen und den Überzeugungen und sozialen Praktiken, die eine Gruppenzugehörigkeit scheinbar ausmachen. Weiter stellt sich die Frage nach dem Ausdruck und der Manifestation eben solcher Zuschreibungen in sozialem Verhalten.

In diesem Zusammenhang argumentiert etwa De Fina, dass Erzählende geteilte

Repräsentationen darüber, wer sie sind, aufbauen, indem sie Erzähl-Welten kreieren. Darin wird ein „typisches Selbst“ charakterisiert und routinemäßig mit gewissen Aktionen und Reaktionen verknüpft. Was Menschen als Mitglieder einer Gruppe definiert, ist nicht nur der Inhalt ihrer Geschichten, sondern auch die Art, wie sie sozial etablierte Ressourcen verwenden um diese Geschichten zu erzählen. Das bedeutet, „people do not possess one identity related to the social categories to which they belong, but rather they present and represent themselves, choosing within an inventory of more or less compatible identities that intersect and/ or contrast with each other in different ways and in accordance with changing social circumstances and interlocutors“ (De Fina 2006: 253).

Wichtig für die Konstitution eines Selbst ist daher ein Gefühl der Zugehörigkeit oder zumindest die Zuschreibung zu sozialen Kategorien oder Gruppen, das diskursiv ausgedrückt wird. Zugehörigkeiten können verschiedenartig sein, wie etwa Nationalität, eine gewisse Berufsgruppe, kulturelle Subgruppen oder Freizeitpräferenzen. Die Zuordnungen werden kontinuierlich geprüft und den historischen und lokalen Umständen sowie situativen Kontexten angepasst. Durch diese diskursiven Darstellungen, die Erzählende vornehmen, vermitteln sie nicht nur ein Bild, das Mitglieder der Gruppe und sie selbst von sich haben, sondern auch ein Bild davon, wie andere außerhalb der Gemeinschaft sie sehen. Diese komplexen Zusammenhänge führen zu Definitionen und Redefinitionen jener Kategorien, durch die die Wirklichkeit für Einzelne begreifbar gemacht wird. (De Fina 2006: 351-357)

Die Kategorien, die in wissenschaftlichen, aber auch in alltäglichen Diskursen im Zusammenhang mit Migration und Selbst vorkommen, sind zumeist Kultur, Nationalität und Ethnie. Freilich ist uns die Vorstellung einer Nation, die auf einem gewissen geografisch begrenzten Territorium lebt, eine eigene Kultur hat und eine gemeinsame Sprache spricht, nur allzu vertraut. Bei näherem Hinblicken aber scheitert diese Idee bereits an ihrem Fundament. Die Geschichte zeigt, dass erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Bedeutung von lokalen und regionalen Zugehörigkeiten, die bislang die hauptsächliche Identifikationsfolie für Menschen dargestellt hat, von Vorstellungen einer „nationalen Identität“ abgelöst worden ist. In diesem Zusammenhang sind Auffassungen über „höhere“ und „niedrigere“ Ethnien und „Rassen“ entstanden, welche die bis dahin geltenden räumlich-geografischen Zuordnungen unterminiert haben. In weiterer Folge haben Staaten und Gesellschaften, die Arbeitskräfte benötigt haben, begonnen ethno-kulturell, „rassisch“ oder national unerwünschte Menschen von der Zuwanderung auszuschließen. Entgegen der politischen Philosophie der Gleichheit vor dem Gesetz, die während der Aufklärung und der Französischen Revolution postuliert worden ist, hat der Nationalstaat des späten 19. Jahrhunderts die – sowohl nach „Klasse“, als auch nach Geschlecht unterschiedliche – Gleichheit auf die jeweiligen nationalen Staatsangehörigen beschränkt. Zum einen sind Passkontrollen verschärft und ausgrenzende

Sonderregelungen eingeführt worden, sodass Migration nur auf Zeit stattfinden konnte und sich die „Klasse der ausländischen WanderarbeiterInnen“ entwickelt hat. Zum anderen sind kulturelle Gruppen, die nicht als national zugehörig definiert worden sind, zu Minderheiten degradiert und zumeist auch als solche diskriminiert worden. Schließlich haben im Zeichen nationalistischer und rassistischer Ideologien und der Kämpfe von Minderheitengruppen um Selbstbestimmung (sowie aufgrund von weiteren Auslösefaktoren) die Balkankriege, der Erste und der Zweite Weltkrieg begonnen. Ein halbes Jahrhundert lang ist Europa durch seine nationalistische Politik zu einem weltweit einzigartigen Fluchtbewegung generierenden Kontinent geworden. Das nationalsozialistische Regime und die Sowjetunion haben riesige Zwangsarbeits- und damit auch Zwangswanderungssysteme errichtet. (Hoerder et al. 2007: 29ff)

Migrationsbewegungen sind also kein Novum. *Nationalstaaten* als solche allerdings schon. Gellner (vgl. Gellner 1991; 1995) argumentiert, dass sich dieser Staatsentwurf im Übergang zum industriellen Zeitalter als Grundlage für funktionierende bürgerlich-demokratische Organisationsformen entwickelt hat. Dabei legt er dem Nationalstaat keine vormoderne Ethnie zugrunde, welche die Selbstentfaltung einer Nation begründe. Er betont ganz im Gegenteil, dass es ein Nationalismus sei, der Nationen hervorbringe und nicht umgekehrt. Dieses politische Prinzip fordert eine Deckungsgleichheit nationaler und politischer Einheit. Gellner zufolge entstünde das Problem des Nationalismus nicht, wenn es keinen Staat gäbe – der Staat wäre mit Sicherheit auch ohne Nation entstanden. Stattdessen erkennt Gellner auf Basis der Analyse neuer Formen der industriellen Arbeitsteilung, dass eben diese Arbeitsteilung nach einer mobilen, schriftkundigen, kulturell homogenisierten und austauschbaren Gesellschaft verlange. Eben diese homogene, durch Erziehung übermittelte Kultur stellt in weiterer Folge den einzig wahren Staatsangehörigkeitsnachweis dar und definiert den Interaktionsrahmen für StaatsbürgerInnen. Da die kulturelle Homogenisierung nur zentral organisiert und von einem Staat vermittelt werden kann, führt dieser Prozess zu einer Verschmelzung von Staat und Kultur. (Wodak et al. 1998: 29ff) Die Bildung einer Nationalkultur hat also dazu beigetragen, Standards für eine allgemeine Lese- und Schreibfähigkeit zu schaffen, eine Sprache zur einzigen Landessprache zu erheben, die als herrschendes Medium der Kommunikation in der ganzen Nation dienen sollte, hat eine vermeintlich homogene Kultur erwirkt und nationale kulturelle Institutionen unterhalten, wie das nationale Schulsystem. (Hall 2000: 200)

Es wird deutlich, dass Begriffe, wie Nationalität, Kultur und Ethnie keine natürlichen Kategorien sind, sondern als solche historisch gewachsen sowie gesellschaftlich und politisch konstruiert sind. Der Begriff, der diesen Umstand bezeichnet, ist „*Ethnizität*“. Der Begriff erkennt den Stellenwert von Geschichte, Sprache und Kultur für die Konstruktion von

Subjektivität und des Selbst an. Außerdem beinhaltet er den Umstand, dass jeder Diskurs platziert, positioniert und situativ ist und jedes Wissen in einem Kontext steht. Eine Repräsentation ist nur möglich, weil jeder Ausdruck innerhalb von Codes produziert wird, die eine Geschichte und eine Position innerhalb der diskursiven Formationen eines bestimmten Raumes und einer gewissen Zeit haben. (Hall 2000: 21) Kulturelle oder ethnische Differenzierungen, die sich auf Unterschiede im ontologischen Sinn beziehen, sind daher äußerst kritisch zu betrachten. Die Begriffe Ethnie und Kultur vermögen weder Persönlichkeitsmerkmale, Lebensauffassungen oder Handlungsvorstellungen, noch Traditionen, Lebensumstände oder Formen der Strukturierung von Beziehungen einer Person oder gar einer generalisierten Menge festzulegen. Dennoch beanspruchen sie eine empirische Faktizität. Weiter stellt sich die Frage, inwieweit ethnische und kulturelle Differenzierungen dazu geeignet sind eine Erklärungsfolie für etwaige Problematiken, wie in der Schulausbildung, im Arbeitsmarkt oder rein im Zusammenleben abzugeben. Denn auch wenn Kultur, Ethnie und in diesem Sinne auch Nationalität keine natürlichen Unterscheidungsmerkmale sind, so gibt es doch im Alltag genug Möglichkeiten fälschlicherweise Differenzen auszudrücken. (Gogolin 2008: 11f)

„Der vermeintliche oder tatsächliche Widerspruch hierin“, so Gogolin, „klärt sich dadurch auf, dass Historizität und dynamischer Charakter, politisch-soziale Gebundenheit und Askriptivität als Implikationen der Begrifflichkeit eingeführt werden. Es versteht sich dann, dass Gemeinschaften, Staatswesen zumal, nicht an „faktischen“ ethnischen Linien begründet oder organisiert sind. Aber dennoch schaffen sie erkennbare, abgrenzbare und in manchen Sphären des sozialen Lebens handlungsbestimmende Formen der Gemeinsamkeit.“ (Gogolin 2008: 12)

Trotzdem werden Vorstellungen von Nation tradiert, die sich durch kulturelle und ethnische Merkmale sowie durch eine eigene Sprache auszeichnen. Als sogenannte Sprachnationen, sprich Staaten, die eine „nationale Identität“ auf Basis *einer* Sprache konstruieren, können die meisten Staaten Europas angesehen werden. (Oberndörfer 2005: 231) Sie zeichnen sich als Folge der nationalstaatlichen Entwicklung seit dem 19. Jahrhundert durch ein monolinguales Selbstverständnis aus, auf Basis dessen Gogolin einen institutionenübergreifenden monolingualen Habitus erkennt. Gogolin greift dabei auf Bourdieus Konzept des Habitus als „Erzeugungsmodus von Praxisformen“ (Bourdieu 1979: 164) zurück. Der Habitus als Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkmatrix wird unter gesellschaftlichen Strukturen erworben, wie zum Beispiel unter den, eine Schicht kennzeichnenden, materiellen Existenzbedingungen. Der Habitus generiert für seine TrägerInnen eine gewisse Praxis und reproduziert somit die Strukturen. Die Praktiken und Haltungen, die dem Habitus zugrunde liegen, ermöglichen es Personen in unvorhergesehenen und neuen Situationen zu agieren. Zugleich bedeutet das Konzept des Habitus auch eine Stabilisierung des eigenen Selbst. Mit

monolingualem Habitus ist demnach eine monolinguale Ausrichtung von Agierenden gemeint, die auf dem Konzept des einsprachigen Nationalstaates beruht und dieser Idee entsprechende Praktiken generiert. (Gogolin 2008: 30f) Gumperz hält fest, dass zwischen Sprachen und Sozialsystemen keine isomorphe Beziehung besteht. Dennoch werden Sprechgemeinschaften als voneinander unabhängige, kulturell homogene Gruppen betrachtet, deren Mitglieder eine einzige, oder zumindest, eine eng verwandte Varietät einer einzigen Sprache sprechen. Eine Gruppe von Menschen – soll sie einigermaßen dauerhaft bestehen – kann nicht ohne regelmäßige und häufige Kommunikation existieren. Jedoch muss diese Kommunikation nicht auf einem monolingualen Prinzip basieren. (Gumperz 1975: 64) Wie dieses Prinzip des Monolingualismus und die damit verbundenen Praktiken in Österreich zutage treten und in welchem Zusammenhang diese mit der Konstruktion des Selbst von russischen MigrantInnen stehen, darauf soll im empirischen Teil der Arbeit ausführlich eingegangen werden.

Mit dem monolingualen Selbstverständnis europäischer Sprachnationen sind Diskurse um ethnische Exklusion entstanden. Lenhardt zufolge haben moderne Gesellschaften vor allem drei Ideologien ethnischer Abgrenzung hervorgebracht: Rassistische, kulturechauvinistische und nationalistische. Rassistische Abgrenzungstheoreme unterstellen, dass der besondere Wert einer Gesellschaft sowie der gesellschaftliche Zusammenhalt auf gemeinsamer Abstammung beruhen. Die Argumentation auf Basis ethnischer und kultureller Unterschiede hat eine Dynamik von Integration (Gleicher) und Exklusion (Fremder) zur Folge. Dagegen geht kultureller Ethnozentrismus davon aus, dass Merkmale kultureller Zugehörigkeit einer Klassifikation dienlich seien. Kennzeichen einer sogenannten „kulturellen Identität“ gehen nicht auf Rhetoriken einer ethnischer Abstammung zurück, sondern auf solche von Lebenserfahrung und Sozialisation. Hier ist die Rede von unterschiedlichen Ess- und Kleidungsgewohnheiten, Sprachen oder religiösen Riten. Vor allem werden hier Sprachprobleme, mangelnde „Gewöhnung“ an demokratische Gepflogenheiten oder Mangel der Arbeitsethik auf Seiten der MigrantInnen hervorgehoben. Von einer nationalistischen Ideologie ist dann zu sprechen, wenn sich der Glaube an kulturelle Einzigartigkeit mit dem Willen zu politischer Macht paart. (Lenhardt 1990: 191ff)

All diese Diskurse um scheinbare Unterschiede und Mängel von MigrantInnen sind uns nicht fremd. Man denke nur an die Diskussionen rund um den vermeintlich mangelnden Willen von TürkInnen sich sprachlich oder sozial zu integrieren oder kulturechauvinistische Äußerungen über geschlechtliche Arbeitsteilung zwischen türkischstämmigen Frauen und Männern. Ich möchte mich Lenhardts Einschätzung an dieser Stelle anschließen, wenn er sagt, dass es MigrantInnen primär nicht an den Fähigkeiten fehlt sich realitätstüchtig in ein subjektiv befriedigendes Verhältnis zu der Gesellschaft, in die sie immigriert sind, zu setzen, sondern

oftmals an den sozialstrukturellen Voraussetzungen. Darin gleicht ihre Lage im wesentlichen aber derjenigen der österreichischen MitbürgerInnen. (Lenhardt 1990: 194)

Wir werden heute in eine Gesellschaft geboren, deren Strukturen nationale Kulturen produzieren und mit deren hervorgebrachten Kulturen sich Gesellschaftsmitglieder identifizieren. Konstrukte, wie Nationalität, Ethnie oder kulturelle Zugehörigkeit werden zu Hauptquellen identifikatorischer Zuschreibungen. Wie gesagt, werden nationale Kulturen nicht nur aus kulturellen Institutionen, sondern auch aus Symbolen und Repräsentationen gebildet. Dahinter steckt eine interessante Dynamik. Nämlich jene, bei der durch die diskursive Produktion nationaler Kultur Bedeutungen konstruiert werden, die sowohl unsere Handlungen, als auch unsere Auffassungen von uns selbst beeinflussen und organisieren. Das heißt, dass wir nationale Kulturen für die Ko-Konstruktion unseres Selbst heranziehen. Es werden Bedeutungen von Nation hergestellt, mit denen wir uns identifizieren können. Diese Bedeutungen sind in den Geschichten enthalten, die über eine Nation erzählt werden, in den Erinnerungen, die ihre Gegenwart mit ihrer Vergangenheit verbinden und in den Vorstellungen, die über sie konstruiert werden. (Hall 2000: 201) So verschieden Gesellschaftsmitglieder in Begriffen von Schicht, Geschlecht oder Status sein mögen, so versucht eine Nationalkultur immer sie unter einer „kulturellen Identität“ zu vereinigen um sie als Einheit darzustellen. Nationale Kulturen versuchen Differenzen als Einheit oder als ein selbst herzustellen. Darüber hinaus stehen hinter den Identifikationsdynamiken immer auch Diskurse der Macht.

In Folge von Migration gibt es viele Menschen, die zwischen eindeutigen nationalen und kulturellen Zuordnungen stehen. Sie haben zum Teil eine emotionale Bindung zu den Orten der Herkunft und bauen sich gleichzeitig im Migrationsland ein Leben auf. Sie tragen gewisse Vorstellungen vom Leben, eine Sprache oder auch Traditionen des Geburtslandes mit sich. Diese Menschen lassen sich nicht im Sinne einer nationalstaatlich-kulturellen Zugehörigkeit vereinheitlichen. (Hall 2000: 218) Das vorherrschende Nationalstaatskonstrukt, ein monolinguales Selbstverständnis, aber auch rassistische oder kulturchauvinistische Diskurse im alltäglichen Leben bilden kaum einen fruchtbaren Grund für die Konstruktion des Selbst von MigrantInnen. Im Gegensatz, sie schüren eher eine stereotype Wahrnehmung auf Basis von Nationalität, Sprache und einer sogenannten kulturellen Zugehörigkeit, die sich in alltagssprachlichen und generalisierenden Bezeichnungen, wie ÖsterreicherInnen und „AusländerInnen“ widerspiegeln.

Im Anschluss soll verdeutlicht werden, wie MigrantInnen ihr Selbst konstruieren und welchen Mitteln sie sich dabei bedienen. Die empirische Arbeit fokussiert auf die Konstruktion des Selbst der in Russland geborenen und in Wien lebenden Menschen. Die vorrangigen Fragen lauten: Welchen Stellenwert nimmt die Muttersprache Russisch in der Selbstperzeption und

Konstruktion des Selbst nach der Migration ein? Wie ist dieser Stellenwert im Vergleich mit der deutschen Sprache zu sehen? Welche Rolle und welche Funktionen erfüllt sowohl die eine, als auch die andere Sprache in der Konstruktion des Selbst? Darüber hinaus soll gezeigt werden, welche identifikatorischen Zuschreibungen in Diskursen vorgenommen werden und welche überhaupt möglich sind. Welche Dynamiken stecken hinter diesen Zuschreibungen?

B. Studie

3. Untersuchungsmethoden

Die hier angewandten Methoden der Erhebung und Auswertung ergeben sich aus den Grundsätzen des Sozialkonstruktivismus, genauer des interpretativen Paradigmas, das in Kapitel '1. Die Konstruktion der Wirklichkeit' ausgeführt worden ist. Kurz zusammengefasst, interpretative Ansätze begreifen soziale Wirklichkeit und somit auch den Gegenstand dieser Arbeit, als durch Interpretationsleistung konstituierte Realität. Gesellschaftliche Zusammenhänge sind daher keine objektiv vorgegebenen „sozialen Tatbestände“, sondern Ergebnis eines interpretationsgeleiteten Interaktionsprozesses zwischen einzelnen Personen. Als methodische Konsequenz lässt sich folgendes daraus schließen: Wenn Deutungen grundlegender Baustein für die „gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit“ sind (Berger/ Luckmann 2007), so muss auch die Erforschung eines gesellschaftlichen Phänomens als interpretativer Prozess angelegt sein. (Lamnek 1995: 43) Daraus resultiert, „die Prozesse der Interpretation, die in den jeweils untersuchten Interaktionen ablaufen, müssen interpretierend rekonstruiert werden“ (Matthes 1976: 202 zit. nach Lamnek 1995: 43). Dieser Konzeption des Gegenstandsbereiches entspricht ein interpretatives Analyse- und Rekonstruktionsverfahren. (Lamnek 1995: 44) Anstatt eines objektivistischen Verständnisses und Vorgehens wird hierbei von den Erfahrungen der einzelnen Person ausgegangen und diese in reflexiver Form bearbeitet. Durch eine formale Beschreibung von Strukturen der Sinnkonstitution im subjektiven Bewusstsein der Handelnden wird die Lebenswelt und das Sinn-Verstehen der darin Agierenden analysiert. (Hitzler/ Eberle 2007: 110) Mit anderen Worten, die Besonderheit eines Erlebnisses ist erst im Zusammenhang der ihn strukturierenden allgemeinen Sinnbezüge zu rekonstruieren. Das gleiche gilt umgekehrt, denn jede allgemeine Struktur ist als erlebte und gelebte Struktur in die Spezifik von subjektiven Erlebnissen eingebettet und muss zu ihr in ein erklärendes Verhältnis gesetzt werden. (Breckner 2005: 178)

Diese Annahmen bilden die Grundlage für die vorliegende Forschung. Mit sozialwissenschaftlichen Methoden, die im weiteren ausgeführt werden, wird versucht zu verorten, welche Rolle und Funktionen die russische und die deutsche Sprache bei der Konstruktion des Selbst von in Russland oder der Ukraine geborenen Menschen nach der Migration haben. Die Forschungsfrage ist aus dem interpretativen Paradigma heraus gestellt. Das Selbst wird als eine gesellschaftliche Struktur gesehen, die aus gesellschaftlichen Erfahrungen wächst. Mit der steten Entwicklung des Selbst geht eine kontinuierliche Generierung der Erfahrungen des Selbst einher. Vorzustellen ist daher ein individuelles Selbst, jedoch keines, das außerhalb der gesellschaftlichen Erfahrung und Struktur erwächst. (Mead

1995: 182) Sprache ist schließlich eines der zentralen Mittel zur Entwicklung eines Selbst. Wie erwähnt, beinhaltet sie selbstverständliche Vorentscheidungen darüber, welche Motive und Handlungsentwürfe allgemein verbindlich oder problematisch sind. In eine historische Sprache ist immer auch das gesellschaftliche Apriori eingewoben, das die biografische Situation begrenzen und auf die Entwicklung des Selbst einwirken kann. (Luckmann 2007: 215) Ein dauerhafter Wechsel des Wohnorts über Staatsgrenzen und Sprachgruppen hinaus bringt, zumindest theoretisch gesehen, meistens auch eine Neuinterpretation des Selbst. Welchen Stellenwert die Befragten der russischen und der deutschen Sprache nach der Migration beimessen, welche Rolle und Funktion Sprachen bei der Konstruktion des Selbst haben und welche Schlüsse aus dem Umgang mit Sprache auf die sozialen und gesellschaftlichen Strukturen der Lebenswelt von russischsprachigen MigrantInnen gezogen werden können – darauf soll in weiterer Folge Antwort gegeben werden.

3.1. Erhebung

Zur Erhebung sind von Juli bis Oktober 2009 zehn problemzentrierte Interviews mit russischsprachigen, in Russland oder der Ukraine geborenen und in Wien lebenden Menschen geführt worden. Das von Witzel (Witzel 1985) entwickelte problemzentrierte Interview, eine Art des qualitativen Interviews, zeichnet sich besonders durch *Problemzentrierung*², das heißt die Orientierung der Forschenden an einem relevanten gesellschaftlichen Phänomen, durch *Gegenstandsorientierung*, sprich die Entwicklung und Modifikation der Untersuchungsmethoden am Gegenstand und durch *Prozessorientierung* im Forschungsprozess und beim Gegenstandsverständnis aus. (Flick 1995: 105f) Diese Interviewvariante stellt eine lockere Verbindung zwischen einem knappen, der thematischen Orientierung dienenden Leitfaden und einer freien Erzählung dar, die den Befragten Raum für eigene Ausführungen geben soll. (Hopf 1991: 178) Dadurch, dass das Erzählprinzip bestehen bleibt, ist den Befragten weiterhin die Bedeutungsstrukturierung der sozialen Wirklichkeit überlassen. Mithilfe der offenen Fragen des Leitfadens wird lediglich ein Fokus auf ein Thema gesetzt, der als erzählgenerierender Stimulus dient. Das theoretische Konzept hinter der Forschung wird nicht bekannt, wodurch in den Erzählungen der Befragten verzerrende Wirkungen auf das untersuchte Phänomen ausbleiben. Dies bedeutet für die Forschenden

² Zum Ausdruck der „Problemzentriertheit“ möchte ich zweierlei bemerken. Zum einen stellt sich die Frage (wie dies KritikerInnen auch schon getan haben, vgl. Flick 1995: 108f; Hopf 1991: 178), inwieweit es Interviews gibt, die nicht auf ein spezielles „Problem“ zentriert sind. Zum anderen weist der Begriff *problemzentriert* eine Konnotation auf, die das untersuchte Phänomen in einen *problematischen* Kontext stellt und gewisse negative Vorannahmen impliziert. Sieht man aber über die unglückliche Namensgebung hinweg und ist sich etwaiger Vorannahmen bewusst, so stellt diese Variante des qualitativen Interviews ein äußerst sinnvolles und praktikables Werkzeug dar.

zwischen dem Anspruch unvoreingenommen den Forschungsgegenstand zu erfassen und dem Anspruch die gesammelten wissenschaftlichen Theorien fruchtbar zu machen zu balancieren. Der Hochseilakt gelingt, indem die theoretische Konzeption der WissenschaftlerInnen gegenüber der Bedeutungsstrukturierung der Befragten offen bleibt. Das Konzept wird im Prozess angepasst, bei Bedarf modifiziert, revidiert und erneut an der Wirklichkeit gemessen. (Lamnek 1995: 75)

Das problemzentrierte Interview gliedert sich in vier Teilelemente: Den Leitfaden, den Kurzfragebogen, die Tonbandaufzeichnung und das Postscriptum. Der Leitfaden soll dazu beitragen den „vom Befragten [sic!] selbst entwickelten Erzählstrang“ (Witzel 1985: 237) zum Tragen kommen zu lassen. Er soll dem Interview aber auch, sei es im Falle von unergiebigem Thematisieren, Abschweifen oder bei stockendem Gespräch, eine Wendung hin zum untersuchten Fokus geben. (Flick 1995: 106) Der Leitfaden, welcher bei der vorliegenden Studie verwendet worden ist, gliedert sich in sieben Fragen. Als erzählgenerierender Einstieg dient die Frage nach der Motivation nach Wien zu ziehen („Du bist in Russland/ in der Ukraine geboren, wie kommt's, dass du jetzt in Wien lebst?“). Weitere Fragen, die dem Gesprächsverlauf angepasst worden sind, lauten:

- Was würdest du sagen, welchen Stellenwert hat die russische Sprache heute für dich? Welchen die deutsche?
- Hast du Gelegenheit russisch zu sprechen? Zu welchen Gelegenheiten sprichst du russisch, zu welchen deutsch?
- Wie sehen die sozialen Netzwerke aus? Hast du (noch) Kontakte in Russland/ in der Ukraine und in Österreich?
- Fallen dir spezielle Erlebnisse ein, die Sprache hier ausgelöst haben?
- Gibt es Unterschiede im Identitätsgefühl, wenn du an heute denkst und an die Zeit bevor du nach Wien gezogen bist?/ Wie siehst du dich heute in Bezug auf deine Identität?
- Was verbindet dich mit Russland/ der Ukraine? Was mit Österreich?

Die Frage nach Unterschieden im Gefühl eines Selbst richtet sich vor allem an befragte Personen, die frühestens in der Jugend oder als Erwachsene nach Österreich gekommen sind. Sie haben bereits eine gewisse Wahrnehmung von sich und ihren Selbst im Geburtsland entwickelt und können, theoretisch betrachtet, Unterschiede bezogen auf die Selbstperzeption und das Selbst-Gefühl vor der Migration und nach der Migration anstellen.

Entgegen Witzels Konzept dem Interview selbst einen Kurzfragebogen voran zu stellen, ist das Interview, um nicht eine Frage-Antwort Interviewsituation zu erzeugen, mit Protokollfragen nach Geburtsort und Geburtsjahr sowie der Notiz über die Gesprächsdauer

abgeschlossen worden. Weitere relevante Daten, wie der eigene und der Beruf der Eltern, Bildungsweg, Familienstand oder ähnliches haben sich aus dem Gespräch erschließen lassen. Dem Interview ist das Postscriptum der Interviewerin gefolgt, in dem kurz vermerkt worden ist, wo das Gespräch stattgefunden hat, wie die Stimmung gewesen ist, welche Rollen eingenommen worden und ob spezielle Besonderheiten aufgetreten sind. Mithilfe des Postscriptums lassen sich aufschlussreiche Kontextinformationen dokumentieren, welche für die spätere Interpretation der Aussagen aufschlussreich sein können und den Vergleich zwischen den verschiedenen Interviewsituationen ermöglichen (Flick 1995: 108). Schließlich ist die Transkription gefolgt. Das Gespräch ist hinsichtlich Intonation, Sprechgeschwindigkeit, Wort- und Satzstrukturabbrüchen, Stottern, Pausen, Betonung sowie Wort- oder Silbenverschmelzung genau transkribiert worden. Die Anforderung einer detailgetreuen Transkription stellt sich in Anbetracht der Feinanalyse, bei der die kleinsten Sprachelemente für die Interpretation relevant sind. Anbei ein Beispiel für die Transkription:

„ja das war ein neues buch von ihm↓ >naja ich genieße einfach< ich genieße einfach wenn ich etwas lesen kann↑ ich genieße wenn ich auf russisch reden kann↑ besonders wenn ich nicht mit jemanden die gelernt hat↑ aber die von dort kommt ja↑ von russland kommt oder von der ukraine↓ ich genieße das sehr↓ nicht nur die sprache wie klingt↑ aber wenn du redest du redest nicht einfach so wie- *2* ein redegerät ja↑ du machst irgendwelche scherze welche vielleicht nur f# die leute verstehen können die dort auch aufgewachsen wa# gewachsen sind↓ ja↑“
Sascha

Ein wichtiger Kritikpunkt an dem Konzept des problemzentrierten Interviews besteht Flick zufolge (Flick 1995: 109) darin, dass es zum einen im Grunde ein Leitfaden-Interview ist, das vom Dilemma zwischen Tiefe und Breite belastet ist. Zum anderen schöpft es die Möglichkeiten der Vermischung von narrativen Elementen und Detailfragen nicht zur Genüge aus. Dazu muss gesagt werden, dass gerade die Verbindung verschiedener Interview-Elemente eine Breite eröffnet, die es einerseits den Befragten erlaubt sich frei zu artikulieren und andererseits den Forschenden ermöglicht relevante Feinheiten herauszuarbeiten. In Abschnitten freien Erzählens lässt sich mithilfe dementsprechender Analysetechniken auf allgemeine Gesellschaftsstrukturen schließen, was auch als eines der Ziele dieser Forschung artikuliert worden ist. Detailfragen erlauben zumeist keine solche Tiefe, liegt die Antwort der Frage allerdings auf manifester Ebene, so legitimiert sich die Frageform selbst. Bei der vorliegenden Fragestellung, die hinsichtlich des Forschungsfokus sowohl Tiefe bedarf, als auch Breite und dazu definierte Fragen liefert, die ein Irrlaufen verhindern, können die Kritikpunkte zerstreut werden.

3.2. Analyse

Zur Analyse des erhobenen Materials werden zwei Methoden herangezogen und verknüpft. Dies ist zum einen die Feinanalyse nach Froschauer und Lueger (Froschauer/ Lueger 2003) und zum anderen die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (Mayring 2000; Ulich et al. 1985). Die Kombination der beiden Methoden erlaubt eine Erkenntnisgenerierung auf manifester und latenter Ebene und somit die Beantwortung der, auf beiden Ebenen angesiedelten Forschungsfrage.

Als erstes werden Teile des Interviews mithilfe der Feinanalyse ausgewertet. Soziale Phänomene konstituieren sich weithin in Interaktion und Kommunikation, die sich als Text darstellen lässt. Sie sind daher auch über eine Textanalyse zugänglich. (Breckner 2005: 178) In diesem Zusammenhang stellt die Feinanalyse ein nützliches Verfahren dar, da sie besonders innovative Schlüsse ermöglicht und der Analyse von latenten Sinnstrukturen dient. Die Feinanalyse wird aus Gründen der Qualitätssicherung als erstes angewandt, denn je feiner und tiefgreifender die Analyse, desto anfälliger ist sie für die Verzerrung durch inhaltliches Vorwissen und Vorannahmen. Zudem erleichtert sie durch ihre Tiefgründigkeit den Einstieg in das Forschungsfeld. (Froschauer/ Lueger 2003: 110f) Die objektive Struktur latenter Sinnzusammenhänge baut sich relativ unabhängig von Motiven oder Intentionen Sprechender auf. „Die Wahl der Worte, ihre genaue Anordnung in einer Sinneinheit enthält mehr Bedeutungsverweise, als eine rein lexikalisch orientierte Analyse offerieren würde“ (Froschauer/ Lueger 2003: 110f). Ein penibel genaues Transkript, eine chronologisch sequentielle Vorgehensweise, Offenheit sowie die kritische Reflexion während des Interpretationsprozesses sind elementare Grundvoraussetzungen für die Feinstrukturanalyse. (Froschauer/ Lueger 2003: 115)

Zur Analyse werden Textstellen herangezogen, deren Positionierung im Gespräch auf eine starke Strukturierung durch die sprechende Person vermuten lässt. Dies sind vor allem Passagen am Beginn und Ende des Interviews, Abschnitte, die beim ersten, oberflächlichen Hinsehen relevant für das untersuchte Thema sein könnten sowie Stellen, die unwichtig erscheinen. Die Auswahl scheinbar unwichtiger Segmente dient besonders der kritischen Prüfung der bisher geleisteten Interpretation. Die ausgewählten Textstücke werden schließlich in fünf Schritten analysiert. Erstens wird mit der Paraphrasierung der Passage die vordergründige Information festgehalten. Zweitens wird nach der Funktion der Äußerung für die befragte Person geforscht und nach den dahinterstehenden Intentionen. Im dritten Schritt wird die Sinneinheit auf die latenten Momente, die ihr zugrunde liegen, und die objektiven Konsequenzen für Handlungs- und Denkweisen hin untersucht. Viertens stellt sich die Frage nach der Rollenverteilung. Und als fünfte und letzte Phase werden die Optionen, die sich für den nächsten Abschnitt ergeben, geprüft. (Froschauer/ Lueger 2003: 112ff) Die

Feinstrukturanalyse soll besonders Aufschluss über die sozialen und gesellschaftlichen Strukturen der Lebenswelt von russischen und ukrainischen MigrantInnen geben sowie die Rolle und Funktion von Sprache bei der Konstruktion des Selbst verdeutlichen, die den Befragten nicht vordergründig bewusst ist.

Als nachfolgende Methode wird die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring herangezogen, die vor allem auf die formalen und inhaltlichen Aspekte abzielt. Sie zeichnet sich durch ihre Systematik aus, die den Forschenden in Form eines in einzelne Schritte gegliederten Analyseprozesses als übersichtliches Tool zur Verfügung steht. (Mayring 1991: 209ff) Die nachstehende Grafik soll kurz veranschaulichen, welche Schritte dies genau sind.

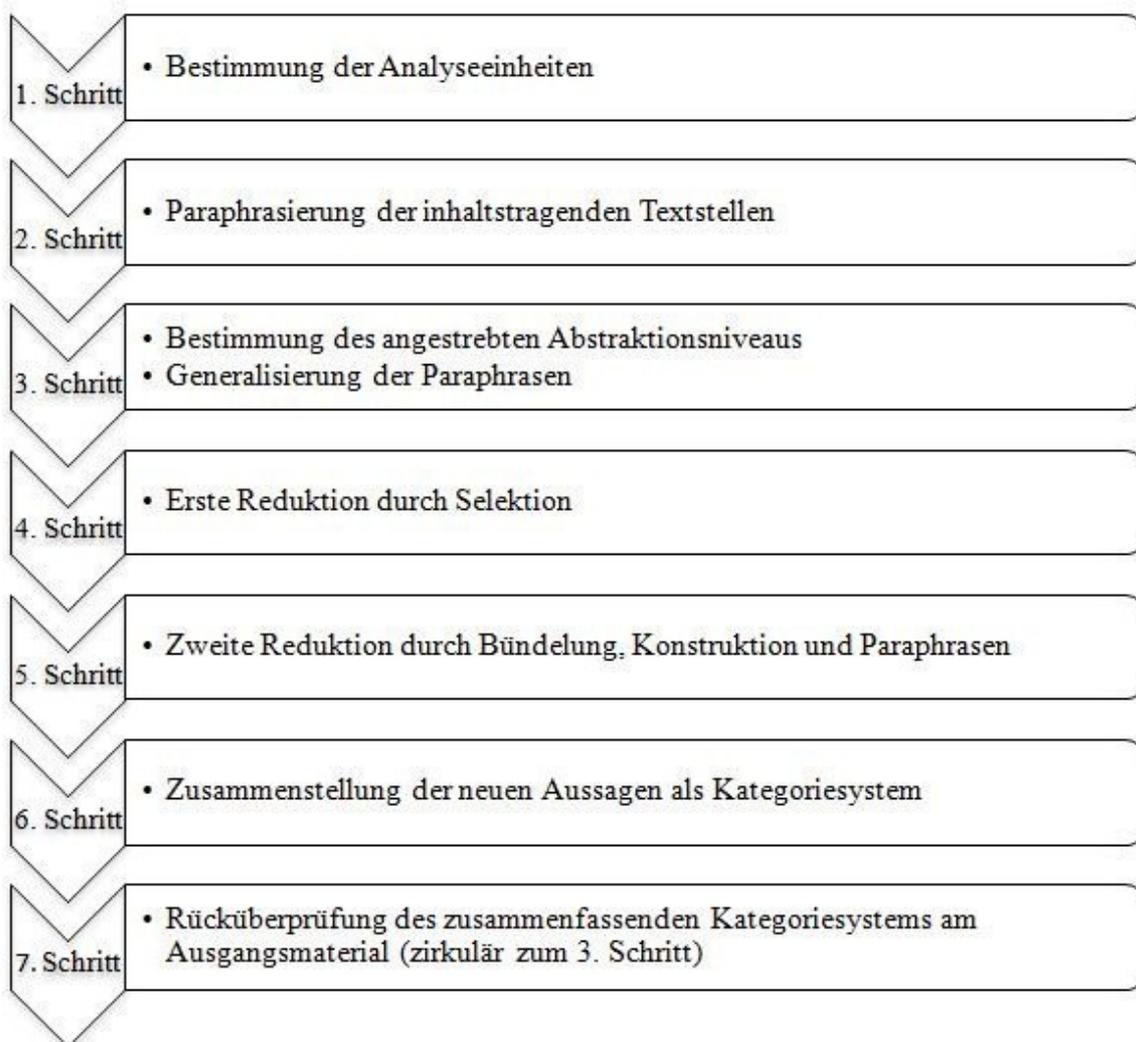


Abbildung 1: Ablaufmodell zusammenfassender Inhaltsanalyse (Mayring 2000:60)

Die qualitative Inhaltsanalyse unterscheidet je nach Analyseschwerpunkt drei Typen, und zwar die zusammenfassende, explizierende oder strukturierende Inhaltsanalyse. So können mit dieser Methode zum Teil auch latente Gehalte erfasst werden. (Mayring 1991: 211) Hier wird die zusammenfassende Inhaltsanalyse verwendet, die das Material paraphrasiert, reduziert und generalisiert. Die Kombination von einer Reduktion des Materials durch

Streichung mit einer Generalisierung im Sinne einer Zusammenfassung auf einem höheren Abstraktionsniveau ermöglicht präzise Einsichten in das Feld. (Flick 1995: 213) Die qualitative Inhaltsanalyse wird in dieser Forschung angewandt um den Stellenwert, den die MuttersprachlerInnen der russischen Sprache nach der Migration beimessen, verorten zu können.

3.3. Die Befragten

Die letzte Volkszählung im Jahre 2001 hat 3467 Menschen russischer Staatsangehörigkeit gezählt, die in Österreich leben. Davon sind 110 in Österreich und 3357 im Ausland geboren. Mit ukrainischer Staatsangehörigkeit sind insgesamt 1795 Menschen gezählt worden, wobei 39 davon in Österreich geboren sind. (Statistik Austria 2001a) Rechnet man diese beiden Gruppen zusammen, so machen sie – egal wo geboren – rund 0,1 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Personen mit ukrainischer oder russischer Staatsangehörigkeit verteilen sich hinsichtlich ihres Wohnorts in ganz Österreich, vorzugsweise jedoch auf drei bestimmte Bundesländer. So leben 2105 Menschen mit russischer Staatsangehörigkeit in Wien, 508 in Niederösterreich und 254 in Oberösterreich. Für Personen mit ukrainischer Staatsangehörigkeit gilt ähnliches: 778 leben in Wien, 359 in Niederösterreich und 208 in Oberösterreich. (Statistik Austria 2001b) Wichtiger als die Staatsangehörigkeit ist der Umstand, dass insgesamt 8446 Menschen, also 0,1 Prozent der Gesamtbevölkerung mit Umgangssprache³ Russisch, Ukrainisch oder Weißrussisch in Österreich leben. 2980 Menschen dieser Gruppe sind österreichische StaatsbürgerInnen, wovon 848 in Österreich geboren sind. 5466 dieser Gruppe haben keine österreichische Staatsangehörigkeit. (Statistik Austria 2001c)

Ein präziseres Bild als jenes, das durch Statistiken gegeben wird – vor allem was die Lebenssituation der in Russland und der Ukraine Geborenen in Wien betrifft – bieten Interviews, sprich der persönliche Kontakt. Für die Gespräche im Zusammenhang mit der Studie ist nach Männern und Frauen gesucht worden, die in Russland, der Ukraine oder der ehemaligen Sowjetunion geboren sind, deren Muttersprache Russisch ist und die seit mindestens einem Jahr oder länger in Wien leben. Die Suche nach InterviewpartnerInnen hat im entfernten Bekanntenkreis begonnen und sich im Schneeballverfahren fortgesetzt, das heißt InterviewpartnerInnen haben auf Bekannte verwiesen, die ebenso die Kriterien eines Interviewpartners oder einer Interviewpartnerin erfüllt haben sowie zum Thema erzählen

³ Statistik Austria definiert Umgangssprache als nichtdeutsche Umgangssprachen einschließlich Doppelangaben mit Deutsch (Statistik Austria 2001c). Ferner werden bei der Erhebung Russisch, Ukrainisch und Weißrussisch nicht einzeln, sondern als Sprachenbündel abgefragt, wodurch es zu einer massiven Verzerrung der Aussage der Daten kommt.

wollten. Darüber hinaus sind Annoncen auf Internet Plattformen, wie das Slavistikforum der Uni Wien⁴ und Avstrija: Russkij Forum⁵ geschaltet worden, auf die sich weitere Personen mit der Bereitschaft über ihre Erfahrungen zu erzählen gemeldet haben. Unter den zehn Befragten sind neun Frauen und ein Mann. Es ist versucht worden dieses Ungleichgewicht durch zahlreiche informelle Gespräche mit russischsprachigen Männern zu beseitigen um eine Schiefelage auf Basis des Faktors gender ausschließen zu können.

Die Gruppe der Befragten ist sehr heterogen was die Lebensgeschichten, die Migrationsgründe und die verbrachte Zeit in Wien angeht. Zum einen gibt es jene Gruppe Befragter, die im Erwachsenenalter, zum Beispiel, wegen des Partners oder der Partnerin nach Österreich gezogen ist und bereits seit fünf bis neun Jahren in Wien lebt. Sie sind in Russland oder in der Ukraine aufgewachsen, haben eine Ausbildung absolviert und Netzwerke aufgebaut. In Folge der Migration haben sie Großeltern, Eltern, Geschwister, Freunde und KollegInnen verlassen und sich in Österreich ihr Leben von Neuem aufgebaut, was sowohl die Karriere, als auch die Sprachkenntnisse, die sozialen und beruflichen Netzwerke und allgemein eine Position in der Gesellschaft betrifft. Den Befragten ist dies weitgehend gelungen. Auf Grund häufiger Schwierigkeiten bei der Nostrifizierung ihrer ersten abgeschlossenen Ausbildung, haben sie eine zweite begonnen und abgeschlossen oder sind dabei sie abzuschließen. Die Befragten haben Sprachkenntnisse erworben, die sie zu einem Studium oder einer Ausbildung in deutsch (oder auch dem freien Erzählen in einem Interview) befähigen. Sie haben sich gewisse Netzwerke aufgebaut und eine Position in der Gesellschaft gefunden.

Eine weitere Gruppe von Befragten ist im Jugendlichenalter nach Österreich gezogen und lebt seit sieben bis acht Jahren in Wien. Sie hat die Sprachausbildung oder auch der/die PartnerIn eines Elternteils vom Geburtsort weg und nach Österreich geführt. Auch die Befragten dieser Gruppe haben eine höhere Ausbildung genossen, haben sich beruflich etabliert und sich gewisse Netzwerke in Österreich aufgebaut. Der enge Familienkreis ist ebenso in Österreich, von entfernten Verwandten oder FreundInnen und KollegInnen trennt sie aber eine große Distanz.

Schließlich lässt sich eine dritte Gruppe von Interviewten unterscheiden, nämlich jene, die in Russland oder in der Ukraine geboren, jedoch im frühen Kindesalter, sprich mit spätestens sieben Jahren, mit ihrer Familie weg gezogen ist. Ihre Eltern, alle mit einem hohen Bildungsniveau und mit Jobs als Ärzte und Ärztinnen, Juristen und Juristinnen oder Architekten und Architektinnen, hatten sich auf der Suche nach besseren Lebensbedingungen als jenen nach dem Zusammenbruch der UdSSR entschlossen ein Leben in Österreich aufzubauen. Dem Großteil der Mütter und Väter, vor allem aber den Vätern, ist es wieder

⁴ <http://slawistik.kreativos.at/>

⁵ <http://austria.gfvg.com/azbb.php>

gelungen in die gleichen Berufe einzusteigen und sich eine ähnlich hohe Position in der österreichischen Gesellschaft zu sichern. Der engste Familienkreis, sprich Eltern und Kinder, hat den vorherigen Lebensmittelpunkt, die entfernte Familie, Freunde, Freundinnen und KollegInnen verlassen. Die Kinder sind zum Zeitpunkt der Migration bereits in Prozessen einer ersten Sozialisation gewesen und haben die russische Sprache zur Erstsprache. Der Erwerb von Deutsch nach der Migration nach Österreich wird von allen als unproblematisch bezeichnet. Den eigenen Einschätzungen nach hatten die Befragten innerhalb eines Jahres deutsch erlernt, die meisten haben aber keine genaue Erinnerung an den Lernprozess:

„Aber ich kann mich einfach nur effektiv daran erinnern, dass ich mit meinem Vater am Küchentisch da gesessen bin und er dann mit mir gelernt hat. Wie er mir eben beigebracht hat zu sagen 'ich komme aus Russland'. Dass ich das irgendwie nachsprechen soll. Und ich hab gesagt, „**Nein**“, weil Russland war mir irgendwie immer zu schwer. Weil 'ich komme aus' ging irgendwie, aber 'Russland' war immer zu lan#. Ich hab immer gesagt, „**Nein**, ich komme aus **Afrika!**“ Und Afrika ist im Russischen genauso Afrika. „**Nein**, ich komme aus Afrika!“ [lacht]. „**Nein**, du kommst aus Russland. Sag, du kommst aus **Russland**.“ „Ich komme aus ...“. Ja. Halt irgendwie so.“

Katja

Heute sind die Befragten, die im Kindesalter nach Österreich gezogen sind, bilingual oder verwenden deutsch als Sprache in Alltagskommunikation, im Beruf und im Austausch mit FreundInnen, während russisch vor allem die im engsten Familienkreis gesprochene Sprache ist. Wie in den Erzählungen der Interviewten deutlich wird, verfügen sie über unterschiedliche Grade der Russisch-Sprachbeherrschung und sprechen fließend deutsch. Weiter genießen alle eine höhere Ausbildung. Eine Person stellt hinsichtlich des ersten Migrationslandes einen Sonderfall dieser Gruppe dar, da sie mit ihrer Familie nach Deutschland gezogen und dort aufgewachsen ist. Sie lebt seit zwei Jahren in Wien.

Fassen wir also zusammen, so wird deutlich, dass alle Befragten gebildet sind, sich eine Karriere erarbeitet haben oder dabei sind sich eine aufzubauen und flüssig deutsch sowie mindestens zwei weitere Sprachen sprechen. Die Heterogenität der Befragten fördert eine Vielfalt an Perspektiven auf die Relevanz der deutschen und russischen Sprache in Selbst-Konstruktionen sowie eine Mannigfaltigkeit am Umgang mit den gesprochenen Sprachen zutage, die eine homogene Gruppe nicht aufzeigen könnte. Zusätzliche Inputs und Möglichkeiten der Kontrastierung konnten durch die eine Person, die in Deutschland aufgewachsen war, gewonnen werden. Ihre Erzählungen brachten besonders für den Stellenwert der Sprache bei Fremdzuschreibungen zusätzliche Information. Trotz der oftmals verschiedenen Hintergründe der einzelnen Befragten bleiben gewisse Aufgaben, die Sprache erfüllt oder mittels Sprache erfüllt werden können, allen Gruppen gemein. Auf diese soll im folgenden Kapitel eingegangen werden.

4. Rollen & Funktionen von Sprache in der Selbst-Konstruktion

Der Stellenwert der Sprache in Selbst-Konstruktion setzt sich komplex und individuell zusammen und kann nicht wie in einer Gleichung durch bestimmte Faktoren zusammengesetzt und errechnet werden: Vielmehr ergibt eine Konstellation von biografischen Entscheidungen, individuellen Erfahrungen im Laufe eines Lebens, persönlichen Eigenschaften, Perspektiven und Präferenzen sowie zahlreichen äußeren Faktoren den Stellenwert der Sprache bei der Konstruktion eines Selbst. Ohne Zweifel wird das Selbst zu einem großen Teil durch Sprache dargestellt und ausgehandelt – welche Rolle Sprache bei der Selbst-Konstruktion einer Person spielt, welche Funktion sie genau übernimmt und aus welchen Motivationen und Gründen heraus dies geschieht, ist von zahlreichen, bereits erwähnten Faktoren abhängig. Was verschiedene Einzelfälle aber zeigen ist, dass Sprache bei *jedem und jeder* eine gewisse Aufgabe erfüllt und bestimmte Funktionen übernimmt, die sich bei vielen überschneiden. So etwa sind Ähnlichkeiten innerhalb der drei Gruppen von Befragten festzustellen, die auf die andere Gruppe nicht so sehr oder gar nicht zutreffen. Andere Aufgaben von Sprache wiederum sind für alle Befragten gleich. Während sich Funktion und Rolle von Sprache in Selbst-Konstruktionen also unterscheiden können, so beruhen sie auf gewissen gesellschaftlichen Konzepten. Auffassungen des Begriffs Nationalstaat, wie oben bereits ausgeführt, kulturechauvinistische und sprachnationale Einstellungen in Österreich (vgl. de Cillia/ Wodak 2006), Pflichten und Rechte von österreichischen StaatsbürgerInnen und MigrantInnen oder auch Wahrnehmungen von vermeintlichen „AusländerInnen“ sind nur ein paar der Konzepte und Vorstellungen, die den Rahmen für den Stellenwert von Sprache für das Selbst prägen. Diese schlagen sich nicht nur auf gewisse Weise – wie viele Befragte zu berichten wissen – in Köpfen und Selbst-Konzepten einzelner, sondern auch in staatlichen Regelungen und Strukturen (siehe etwa die Bestimmungen der Integrationsvereinbarung über die Deutschkenntnisse von Drittstaatsangehörigen) nieder. Es lässt sich eine gewisse Sprachideologie festmachen, die sich sowohl anhand des persönlichen Umgangs mit Sprache, als auch anhand des Umgangs von Menschen miteinander im Alltag und in staatlichen Bestimmungen zeigt und diese umspannt. Die Dynamik zwischen der vorherrschenden Sprachideologie und den Funktionen, die Sprache bei der Konstitution des Selbst einnimmt, soll in weiterer Folge beschrieben werden. Weiter werden die Rolle und Funktionen der deutschen und russischen Sprache für das Selbst der Befragten spezifiziert. Als zentrale Funktionen der Sprache in der Selbst-Konstruktion erweisen sich die Sprache als Kapital, Sprache als Generierung von und Verbindung zu „Wurzeln“ und Sprache als ethnische Selbst- und Fremdzuschreibung.

4.1. Sprache als Kapital

Bevor auf die Kapitalfunktion der Sprache bei der Selbst-Konstitution eingegangen wird,

muss der Begriff des Kapitals näher erläutert werden.

Bourdieu unterscheidet drei Kapitalbegriffe, die für alle Lebenssphären gelten. Die erste Kapitalsorte ist das *ökonomische Kapital*, womit vor allem Geld und Eigentum gemeint sind. Auf Basis des ökonomischen Kapitals wird eine Gliederung in Schichten vorgenommen. Das *kulturelle Kapital*, eine zweite Kapitalsorte, ist für die gesellschaftliche Differenzierung und das Bewusstsein einzelner Personen äußerst relevant. Mit kulturellem Kapital sind Wissen und Qualifikationen sowie Handlungsformen und Einstellungen gemeint, die in der Familie oder in einer Ausbildung erworben werden. (Abels 2006: 209) Kulturelles Kapital kennt drei Formen, das inkorporierte, objektiviert oder institutionalisierte Kapital. Die erste Form schließt alle verinnerlichteten Fertigkeiten und Haltungen ein. Die Inkorporierung von Kapital kostet Zeit und Geld, die individuell investiert werden muss. Objektiviertes Kulturkapital, wie etwa Bücher, Tonträger oder Kunst, ist bei der materiellen Übertragung schneller, aber die Aneignung bedarf ebenso viel Zeit, wie die des inkorporierten Kapitals. Institutionalisiertes Kapital betrifft alle staatlich anerkannten und dauerhaften Abschlüsse und Titel. (Ahbe 1997: 212f) Je nachdem, wie sich Personen das kulturelle Kapital angeeignet haben (Inkorporation), wie sie es ausdrücken (Objektivierung) und wie es in Titeln festgehalten werden kann (Institutionalisierung), wird sein Wert bestimmt. So ist die Art, wie kulturelles Kapital erworben worden ist, für die Abgrenzung von Schichten sehr wichtig. Es macht einen großen Unterschied, ob die eigene kulturelle Kompetenz von Kind an oder erst in einem langen Bildungsweg errungen worden ist. (Abels 2006: 209) Auch Sprachenkenntnisse stellen eine Form kulturellen, inkorporierten Kapitals dar. In diesem Zusammenhang sind Sprachenkenntnisse, die eine Person in einem „natürlichen“ Umfeld und seit Kindheit an erworben hat, vom Wert her anders zu beurteilen, als Sprachenkenntnisse, die sich jemand in einem aktiven Lernprozess in der Schule, in Kursen oder auf der Universität angeeignet hat. Dies spiegelt sich in der folgenden Aussage wieder:

„Also, die Sprache zu lernen is was ganz anders, als sie drin zu haben, irgendwo, in dir, halt geteilt. Das is schon ein ganz anders Gefühl. Ja, das is lustig [lacht]. Ja, mir taugt=s schon voll [lacht].“
Oksana

Die dritte Kapitalsorte ist das *soziale Kapital*, womit die sozialen Beziehungen gemeint sind, über die verfügt wird. Das soziale Kapital bezieht sich auf eine gewisse Gruppe oder ein Beziehungsnetz, in denen es symbolische Bedeutung hat. Zum einen wird man mit einem gewissen sozialen Kapital geboren, das von der Familie und der Verwandtschaft weitergegeben wird. Zum anderen bedarf es Institutionalierungsarbeit um das Kapital zu erhalten und auszubauen. Durch soziale Beziehungen wird den Einzelnen deutlich, wie man in gewissen Kreisen denkt, handelt oder auch fühlt. Personen lernen Muster und Erwartungen an ein „normales“ Selbst und stabilisieren es durch ihr Handeln. Dies geschieht allerdings

nicht völlig frei, sondern aus einer typischen sozialen Disposition heraus, die dem sozialen Raum, in dem sie leben, gegeben ist.

Alle drei Kapitalsorten zusammen legen die Platzierung einer Person im sozialen Raum fest. Dieser wiederum besteht aus objektiven sozialen Positionen, das heißt aus statistisch erfassbaren ökonomischen, kulturellen und sozialen Lagen sowie aus einer „*Struktur objektiver Relationen*, die die mögliche Form der Interaktionen wie die Vorstellungen der Interagierenden determiniert (Bourdieu 1979: 378f zit. nach Abels 2006: 210; Hervorhebung i.O.)“. (Abels 2006: 209f) Zur strukturdeterministischen Sicht Bourdieus muss hinzugefügt werden, dass in einer individualisierten Welt, in der sich die Strukturen selbst auflockern und die individuellen Möglichkeiten zur sozialen Positionierung vervielfachen, eine klare Zuordnung nach Kapitalverfügen nicht länger die einzig gültige und mögliche ist. Zweifelsohne stellt Kapital für die Bestimmung des Status in einer Gesellschaft ein essentielles Mittel dar, allerdings ist es nicht mehr der einzige Faktor. Im Kapitel über Fremdzuschreibungen wird deutlich werden, welche Mechanismen neben dem Verfügen und der Darstellung von Kapital für eine gesellschaftliche Stellung von Bedeutung sind.

Für die soziale Positionierung der MigrantInnen in der Gesellschaft erweisen sich freilich alle drei Kapitalsorten als höchst relevant. Allein der Blick auf das ökonomische Kapital zeigt, dass dies für Personen mit Migrationshintergrund im Bezug auf die Wahrscheinlichkeit der Akkumulation anderer Kapitalsorten besonders signifikant ist. Das dauerhafte Verfügen über mehr oder weniger institutionelle Netzwerke gegenseitigen Kennens und Anerkennens macht einen essentiellen Teil der Konstitution eines Selbst aus, wodurch die Bedeutung des sozialen Kapitals nicht vernachlässigt werden darf. Für die Akkumulation des Sozialkapitals sind alle Kapitalsorten nötig. (Ahbe 1997: 212f) Das kulturelle Kapital betrifft im Falle der Befragten etwa ihre Ausbildungsabschlüsse oder ihre Sprachenkenntnisse, aber auch ihr Wissen über die russische oder ukrainische Gesellschaft und die Lebensumstände in Russland und der Ukraine sowie ihre langjährigen und/oder regelmäßigen Erfahrungen damit. Schließlich müssen auch die Kenntnisse der Befragten über die ukrainische oder russische Kultur und im weitesten Sinne ihre Migrationserfahrung und die Fähigkeit sich in eine Gesellschaft einzuleben, als Kapital verstanden werden:

„Aber der Vorteil is irgendwie so ... okay, du stehst halt insofern zwischen zwei Kulturen und du verstehst auch beide. Also ich versteh die Russen genauso gut, wie die Österreicher und teilweise halt auch noch irgendwie Deutsche oder so.“

Katja

Das Bewusstsein dafür, dass über Kapital verfügt wird, das andere Mitmenschen nicht haben und dessen Wert sie aufgrund eines anderen biografischen Hintergrundes auch nicht erreichen können, hebt den Selbstwert und die Wahrnehmung des Selbst als wertvoll, wie in der Sequenz gegen Ende des Interviews zwischen der bilingual und bikulturell erzogenen

Interviewten und der einsprachig aufgewachsenen Interviewerin deutlich wird:

Katja: Ja, im Endeffekt seh ich auch meine Zukunft darin. Also, über die Sprache. Weil=s einfach/

Lisa: Ja, es is wirklich Gold wert, wenn man wirklich zweisprachig aufgewachsen is. Das is super.

Katja: Hohoho [reibt sich die Hände].

Lisa: Ja.

Beide: [lachen]

Lisa: Bin eh neidig [lacht].

Die Bikulturalität und Bilingualität respektive Multilingualität werden als große Wertsteigerung der individuellen Fähigkeiten und des Selbst empfunden, sogar wenn die individuellen Kenntnisse momentan nicht praktisch nutzbar sind:

„Und ist aber an und für sich sehr wichtig ... weil=s einfach ein Teil von **mir** ist, in dem Sinne. Also, es kommt/ es is jetzt weit weg von der Vergangenheit, aber trotzdem genauso präsent und [stockt] ich [stockt] es ist einfach- okay, gut. Ich kann es einfach verkaufen auch. Also, ich kann Geld damit machen, effektiv. Von daher muss ich=s können, egal ob ich will oder nicht. Aber=außerdem, ich mag=s gerne. Ich mag auch russische Literatur und solche Sachen.“ Katja

„Naja:, wenn man nicht das verwenden kann, dann is das ein bisschen blöd [...] Russisch, sowieso, is super Sprache und ja, ich bin sehr froh - ich glaube, es is wirklich sehr reiche Sprache und außerdem, so wie ich höre, is es sehr schwere Sprache – deswegen kann man froh sein, dass man sie beherrscht.“

Lidija

Kenntnisse einer Sprache, die als Erstsprache erworben worden ist, kulturelles Wissen und Kulturkompetenzen sind ein Kapital, das seine TrägerInnen nicht nur von einer Masse abhebt, sondern auch mit einer gewissen Macht ausstattet. Diese Macht drückt sich einerseits im Potential des Kapitals aus, andererseits in situativer Kontrolle. Die Versicherung zu haben jederzeit auf Kapital, sei es soziales im Sinne von Netzwerken in Russland oder der Ukraine oder kulturelles im Sinne von Sprachenkenntnissen, zurückgreifen zu können, hebt das Selbstbewusstsein und die Geltung des Selbst. In konkreten Situationen, in denen von den eigenen Fähigkeiten profitiert werden kann, wird nicht nur Macht hergestellt, sondern auch die eigene Position gestärkt:

„Ja, schon cool, wenn man gewisse Sachen einfach kennt oder kann oder gewisse Verbindungen hat mit dem Russischen, zu gewissen Sachen. Das ist schon relativ genial. Da kann man manchmal richtig stolz sein oder sonst was. Oder einfach sich gut fühlen, dass man das kennt. Hat schon was.“ Oksana

„Aber es ist sehr angenehmes Gefühl, wenn man so mit rechte Ohr kann man eine Sprache aufnehmen und/ also, so zum Beispiel in U-Bahn, und mit linke, zum Beispiel, ganz andere. Weil, zum Beispiel, die Serben und die, ja, Jugoslawen sprechen diese Mischung aus irgendwelche, ich weiß nicht, Slowakisch gemischt mit Ruminisch. Das ist irgendwelche so komische Mischung. Völker, die dort an der Grenze gelebt haben, ja, die versteh ich halt. Und da spricht jemand in

Russisch und da kann ich/ und vorne in deutsch [lacht], ja.“

Lidija

„Das hilft mir manchmal, wenn ich etwas verstehe- wenn ich unterwegs bin und Leute denken nicht, dass ich Russisch verstehe oder irgendwelche slavischen Sprachen, die in der Nähe sind. Das hilft mir irgendwie besser orientieren, wenn etwas komisches passieren sollte.“

Sascha

Der Effekt ist eine massive Selbstaufwertung, die durch Sprachenkenntnisse, speziell durch das Beherrschen der russischen Sprache, erwirkt wird. Der Wert des Kapitals hat über die österreichischen Staatsgrenzen hinaus Gültigkeit, nämlich auf einem globalen Markt. Betrachtet man alleine die Europäische Union, so wird der Fokus auf eine Förderung und Unterstützung kultureller und linguistischer Diversität evident. Die EU unterstützt etwa das „European Bureau for Lesser-Used Languages“ (EBLUL), das für die Interessen regionaler, minorisierter oder weniger verbreiteter Sprachen eintritt und sie auf regionaler, staatlicher und europaweiter Ebene vertritt. Weiter ist im Jahre 1992 die „Europäische Charta für Regional- und Minderheitensprachen“ erarbeitet worden, die zur Unterstützung und zum Erhalt von territorialen und nicht-territorialen Sprachen sowie Sprachen von MigrantInnen aufruft. Vor dem Hintergrund einer Aufwertung von minorisierten Sprachen und eines globalen Marktes, auf dem die Multilingualität über die Monolingualität allein an Kapitalwert obsiegt, erleben SprecherInnen mehrerer Sprachen sich und ihre Kenntnisse als wertvoll:

„Ja, mir taugt=s schon voll [lacht]. [...] Vor allem, wenn der Osten jetzt immer mehr wächst hat man ja eine Sprache, die man nützen können sollte – Russisch.“

Oksana

Wie in den Aussagen Oksanas bereits deutlich geworden ist, ist mit dem Kapital der Sprache sowie dem Wert, welcher der Sprache beigemessen wird, der *Stolz* sowohl auf den Wert der Sprache selbst, als auch auf den Besitz des Wertes und das Verfügen über das Kapital eng verbunden. Dieser Stolz bezieht sich freilich auch auf die TrägerInnen des Kapitals selbst, sei es direkt oder indirekt:

„Ah ja, einen sehr hohen [Stellenwert], ich bin eigentlich stolz, dass man die Sprache kann. Ah, das ist jetzt kein, ah, wie soll ich sagen kein *2* kein Stolz, weil ich einfach so Russisch kann [lacht], sondern ich glaube mit dieser Sprache kommt man einfach weiter. Ja, und ich seh auch, dass viele sich dafür interessieren und dass auch Touristen her kommen und auch aus sonstigen Gründen ist das interessant und die Leute bemühen sich, sie lernen die Sprache und finden sie oft auch schwer. Und ich kann sie halt.“

Vsevolod

„Ja, und ich bin irrsinnig stolz drauf, dass ich sie kann. Stolz, dass ich=s a bissl schreiben kann und lesen auch kann. Ja, also absoluter Stolz. [lacht] Ich bin stolz [hält inne] Russin/russische Wurzeln zu haben und die Sprache zu kennen. {Das kann ich so: sagen [abgehackt]} [lacht].“

Oksana

„Also ich mag Russisch. Ich bin so stolz, dass ich russisch kann, dass es meine

Muttersprache ist. Wirklich. Ich mag wie sie klingt, ich mag/ ich mag alles. Also, das ist sehr schön. Die Sprache {[lacht] nicht Ukrainisch}. Ukrainisch nicht so, weil Ukrainisch war ja für mich eine Fremdsprache so quasi, weil ich musste es lernen, weil ich in die Schule gegangen bin.“
Alla

Russischkenntnisse sind, um es nochmals zu betonen, kulturelles Kapital, das die in Russland oder in der Ukraine Geborenen in ihren ersten Lebensjahren inkorporiert haben. Während die Inkorporierung der Sprache als Kind unbemerkt fortschreitet, ist die Pflege der Muttersprache im Ausland mit viel Zeit- und Energieaufwand verbunden. Erzählungen von MigrantInnen verdeutlichen, dass Sprache in Wirklichkeit kein „Schatz“ ist, den man besitzt und von dem man unbegrenzt profitieren kann, sondern dass das Sprachkapital gepflegt werden muss. Es muss in einer aktiven Leistung erhalten und sozusagen in Stand gehalten werden, um als solches Wert zu haben:

„Und auch- und das find ich schade, weil ich/ bis zum 14. Lebensjahr hat mein russisch sich entwickelt. Also wirklich Bücher gelesen, alles auf russisch, in allen Bereichen sozusagen. Und dann hat=s aufgehört sich zu entwickeln. Ich mein, ich hab eh: gelesen, die Bücher und ich hab eh gesprochen. Aber man sieht kein Fernsehen, keine Nachrichten und man hat alles in deutsch. Und dann verfügt man, zum Beispiel, über so bestimmtes Vokabel nicht, also, man hört die Wörter und ich, manchmal, ich weiß nicht, was das Wort bedeutet. Weil ich kann es in deutsch, zum Beispiel, aber ich kann mir jetzt nicht/ ich kann nicht/ es fällt mir jetzt schwieriger das Wort zu/ mich an das Wort zu erinnern in Russisch. Ja, das kann schon passieren. Aber das kommt daher, dass ich zu lang hier wohne [lacht].“
Alla

„Ja, es ge# und es is aber wi# wirklich in vielen Fällen so, dass du entweder kein passendes Wort auf der Stelle findest oder du müsstest es wirklich noch so ändern, dass du dafür drei, vier Wörter verwenden würdest und es würde eh nid stimmen. Oder du musst es so machen, dass es einfach produktiv wird. Man versteht dich schnell. Ja, da is aber die Gefahr wirklich groß, dass deine Sprache wirklich nur aus solchen Sätzen bestehen wird und das ist schon zum Teil, leider, so und das is halt, das **will** ich nicht. Aber ich kann {nicht viel dagegen machen [lacht]}. Ja, man mu# man muss die Sprache wirklich pflegen. Das versteht man wirklich nur, wenn man irgendwo im Ausland lebt und, ahm, is halt.“
Vsevolod

„Ähm- und *2* das Russische, ich find halt, ich find halt, wichtig das einfach nicht zu vergessen. Einfach das immer ein bisschen aufzufrischen und aufzufrischen, Bücher zu kaufen, nachzulesen in Zeitungen, im Internet ein bisschen zu recherchieren, mir die Sprache anzuhören. Und- ahm aber- ich würd=s zur Zeit halt nicht zum Leben brauchen. Ich find=s halt wichtig, also ich hör=s halt immer wieder, wenn ich in der Bim fahre, aber auch schon wenig und wird halt immer weniger- verliert halt so- ja schon ein bisschen den Wert. Aber ich- {ich **kämpf** dagegen an [lacht]}.“
Polina

Bisher ist deutlich geworden, welche große Rolle besonders die russische Sprache für die Wertschätzung des Selbst und eines gewissen Marktwertes spielt. Jedoch kann der Wert des Kapitals nicht immer geltend gemacht werden. Eine Wertminderung tritt zum einen dann ein,

wenn die Sprache „vergessen“ wird oder „verkommt“. JedeR, der oder die eine Fremdsprache beherrscht oder zwei- oder mehrsprachig aufgewachsen ist, wird sich des Umstandes bewusst sein, dass die erworbenen Sprachen aktiv praktiziert und gepflegt werden müssen um sie auf die eine oder andere Art anwenden zu können. Auch die Befragten schildern, dass sie ihre Russischkenntnisse auffrischen und sozusagen in Stand halten müssen. Wird die Sprache vernachlässigt, bauen die Kenntnisse schnell ab, Fehler nehmen zu und der Wert des Kapitals nimmt ab.

Zum anderen ist die Geltung des Kapitals und infolge dessen die Geltung seines Trägers oder seiner Trägerin von der Anerkennung des Kapitals abhängig. Bestätigen meine Mitmenschen den Wert meines Kapitals, so kann ich es auch einsetzen. Wird der Wert des Kapitals von meinem Gegenüber jedoch nicht anerkannt, wird es, zumindest in der Beziehung mit diesem bestimmten Menschen, nichtig. Die Anerkennung des Kapitals sowie institutionelle und soziale Netzwerke der sozialen Anerkennung sind unabkömmlich. Dieser Umstand unterstreicht ein weiteres Mal die Relevanz von sozialem Kapital, das in hohem Maße Einfluss auf das Wirken kulturellen Kapitals hat.

Ein Beispiel für das Fehlen sozialer Netzwerke der Anerkennung und dessen negativen Effekt sowohl auf den Kapitalwert, als auch auf den Selbstwert, ist die herabsetzende Statuszuschreibung an MigrantInnen. So gelten Russischkenntnisse im Sinne inkorporierten kulturellen Kapitals in erster Linie für alle SprecherInnen eines „akzentfreien Deutsch“ als Kapital und werden meistens nur von diesen als Selbstwert erlebt. All jenen, welche nicht ausschließlich die deutsche Sprache im Berufs-, Privat- und Alltagsleben verwenden und/oder deren Deutsch einen „*ausländischen*“ Akzent trägt, wird der Wert des Sprachkapitals nicht angerechnet. Stattdessen erfolgt eine Zuschreibung zu der stigmatisierten Gruppe der „AusländerInnen“:

„Ja, [lacht] ja, wahrscheinlich spreche ich das nicht so/ da gibt= s immer so so/ immer wieder, ja, immer wieder, immer wieder, so ungeduldig werden die Leute, wenn sie halt hören, wenn man Akzent hat oder- ja. Oder, äh, das Gesichtsausdruck wechseln sie sofort, weil ich schaue nicht so schwarz oder indisch oder s#, weißt du, aber wenn ich Mund aufmache/ mache meinen Mund auf, dann werden sofort die Gesichter ganz andere [lacht].“ Lidija

Wertende Zuschreibungen dieser Art werden zum Glück nicht immer gemacht. Fallen die negativ wertenden Askriptionen zu einer Gruppe weg, so wird deutlich, welchen immensen Stellenwert Sprache für das Selbst und seine positive Geltung hat. Lidija beschreibt, dass ihr Selbstbewusstsein steigt, wenn sie Russisch spricht und sich unter russischsprechenden Menschen befindet. Statt negativer Askriptionen durch die russische Sprache oder einem Akzent im Deutschen erlebt sie in Interaktionen mit Russischsprechenden oder rein auch nur im Kontakt mit der russischen Sprache ihre Sprachkenntnisse und ihren sozialen Hintergrund

als positiv. Ihr Selbstwert wird gehoben und damit einhergehend steigt auch ihr Selbstbewusstsein. Im Russischen kann sie sich als die wertvolle Person ausdrücken, die sie ist, und wird als solche gesehen und anerkannt. Sie wird nicht anhand von Sprache stigmatisiert. Mit deutsch als Kommunikationsprache ist dies ebenso möglich, wie das Beispiel zeigt, wenn die sprechende Person als solche und nicht als Stereotyp wahrgenommen und auf einen solchen reduziert wird. Sprache, im Sinne von Sprachenkenntnissen und einer wertschätzenden Kommunikation, wird dann zu einer positiven Identifikationsfolie:

Lidija: Na, ich glaube ich identifiziere mich schon sehr sehr sehr mit der russischen Sprache. Irgendwie entspanne ich mich und irgendwie fühle ich mich gut.

Lisa: Wenn du sie hörst oder sprichst, oder-

Lidija: Wenn ich höre, spreche oder sitze zwischen so Leute oder bin. Dann steigt meine Selbstbewusstsein, ja.

Lisa: Ja?

Lidija: Ja, ja sicher, da kann ich etwas. Ich identifiziere mich **auch** durch meine meine Reden, ja, zum Beispiel, du hörst mich, ich weiß nicht was du denkst über mich in dies# im Hintergrund, oder was-, aber du hörst mich mit Interesse und du brauchst das, die Information, welche ich übermittle. Und dann freu ich mich, weißt du, dann rede ich gerne und dann bin ich irgendwie so da in meinem Leben, ja. Dann vielleicht wenn so weiter geht mit meinem Leben, so, ich meine *2* ja, das ist phantastisch, das **wird** nicht, ich meine, dann werde ma#wahrscheinlich in deutsch auch mich gut fühlen und dann vielleicht ... verstehst du was ich meine?

Dieser Bias zwischen einer Wertaskription und Wertreduktion anhand eines Akzents ist essentiell für die Sprachideologie, die hinter der Wechselbeziehung von Sprache und Selbst steht. Darauf wird aber in Folge noch ausführlicher eingegangen. Zusammenfassend lässt sich zur Sprache als Kapital sagen, dass die russische Sprache und die Kenntnis der russischen Sprache als positiv erlebt wird und positiv auf den Wert des Selbst wirkt. Gerade Russisch wird zu einer Identifikationsfolie, da sie im Sinne des kulturellen Kapitals als Selbstwert erlebt wird und die eigenen Fähigkeiten und Kenntnisse von anderen positiv anerkannt werden. Personen, die deutsch ohne einen Akzent sprechen und deren Muttersprache und Erstsprache russisch ist - wie gut oder schlecht ihre Russischkenntnisse auch sind -, stellen eine Identifikation mit Russisch und dem russischen oder ukrainischen Kulturraum her, da ihnen dadurch Kapital und Anerkennung zugeschrieben wird. SprecherInnen eines Deutsch mit Akzent können diese Identifikation nur in wenigen Situationen und Kontexten herstellen, da sie durch das Brechen des Standarddeutsch durch einen Akzent stigmatisiert werden und Zuschreibungen zum Opfer fallen, die jegliche Anerkennung ihres Könnens unterdrücken.

4.2. Sprache als „Wurzel“

Eine weitere, überaus wichtige Funktion von Sprache, in diesem Fall in erster Linie der russischen, aber in einem bestimmten Ausmaß auch der deutschen Sprache, ist ihre Funktion als Verbindung zu einer persönlichen Vergangenheit und zu einem historischen Hintergrund. In Sprache und durch Sprache wird eine Verbindung zu sowie Bindung und Orientierung an einer Vergangenheit hergestellt, die als unentbehrliche Basis für ein Zurechtfinden und ein Einordnen des Selbst in der Zukunft dient. Diese Verbindung betrifft vor allem die biografische Vergangenheit im Zusammenhang mit Familie und FreundInnen und einen nationalen sowie kulturellen Hintergrund.

Wie sich bereits gezeigt hat, entwickelt sich ein Selbst nur in Bezug auf andere Personen. Es kann nicht für sich existieren, sondern nur in Beziehung zu Menschen, die es umgeben. Zweifellos kommt Familie und FreundInnen in diesem Zusammenhang eine wichtige Aufgabe zu, nämlich als Bezugspunkte für das Selbst. Dieser Umstand lässt sich bei dem Großteil der Befragten erkennen. In der Kommunikation mit Familienmitgliedern oder guten FreundInnen erfährt das Selbst einer Person Anerkennung, Stabilisierung oder auch Kritik. Egal, ob in Form von Bestätigung oder Kritik, im Austausch mit vertrauten Menschen, wird man an die Person erinnert, die sie in einem/einer sehen. Familie, Freunde und Freundinnen kennen eine Person meistens schon lange und wissen daher wer sie früher war, wie sie sich entwickelt hat und entwickelt und wer sie sein will. Sie fungieren als Bezugspunkte für die Vergangenheit und die vergangenen Selbst und somit auch als Bezugspunkte für die heutigen Selbst. Wir können versuchen, als extremes Beispiel, unser Selbst völlig neu und anders darzustellen, was für Fremde glaubhaft sein mag, aber für Familie, Freunde und Freundinnen schlichtweg unglaubwürdig und inkonsistent zu der Person, die wir immer waren. Der Kontakt mit Familie und FreundInnen ist daher konstitutiv für das Selbst.

Im Kontext von Migration ist die Rolle der Sprache in der Kommunikation zwischen Familienmitgliedern oder zwischen FreundInnen besonders zu beachten. Es ist nicht garantiert – wie das etwa in der Kommunikation zwischen den Generationen oft der Fall ist – dass die gleiche Sprache gesprochen wird oder eine Sprache gesprochen wird, die einem ausreichenden Verstehen und Verständnis für einander dient. Verschiedene Niveaus der Sprachenbeherrschung und der Sprachenkenntnisse bringen unterschiedliche Möglichkeiten des Ausdrucks eines Selbst mit sich:

„Und ich les auch voll viel auf russisch, immer wieder so. Und ja, es is schon von großer Bedeutung. Und es is vor allem auch die Sprache, mit der ich, ah, auf der ich, wenn ich nach Russland fahre oder mit meinen Großeltern, die sprechen/ Also, meine Oma spricht fast gar kein Deutsch, weil die hat das/ war einfach zu alt schon, dafür, dass sie irgendwas lernt. Mein Opa hat sich so voll bemüht, so irgendwie und er kann=s auch eigentlich ganz gut, deutsch. Aber so, das is die Sprache, mit der ich mich/ auf der ich mich mit meiner Familie unterhalte.

Deswegen is=es schon mal so sehr sehr wichtig, weil wenn ich denen irgendwas erzähl von irgendwelchen Sachen **auf deutsch** - sie würden mich alles verstehen. Und – nicht alles so verstehen, wie ich=s halt eben/ wie sie=s auf russisch verstehen können. Und deswegen is schon ziemlich wichtig, dass/ ich hoffe, ich verlernen=s nie [lacht]. Aber {ich glaub nich [lacht]}. Ich hoffe nich, ne.“

Anna

„Naja, Russisch ist für mich sehr wichtig. Ich sitze im Internet am Abend immer, schreibe meine Mama was, meine Schwester und lifejournal. Und dort hab ich auch viele russische Kontakten in lifejournal. Und durch lifejournal auch hab ich mit ein paar auch Leute, die russisch sprechen, aber in Deutschland leben, kennen gelernt.“

Sascha

Wie hier deutlich wird, ist es für viele Menschen mit Migrationshintergrund essentiell die lingua franca der Familie zu behalten und zu pflegen, da der generationenübergreifende Kontakt zum einen das Selbst stabilisiert. Zum anderen würde der Verlust der Familiensprache auch den Verlust des Kontakts mit Familienmitgliedern oder FreundInnen bedeuten und somit auch den Verlust eines Stücks des Selbst. Die Sprache selbst fungiert also als „Verwurzelung“ - sie stellt die Verbindung zwischen den Generationen und den Zeiträumen her. Aus diesem Gedanken heraus, ist auch der Wunsch verständlich den eigenen Kindern die Muttersprache der Eltern zu lernen. Freilich auch aus dem Gedanken heraus den Kindern die bestmöglichen Chancen in Form von Kapital weitergeben zu wollen:

„Ich hoffe, dass unsere Kinder halt die Sprache, aber auch die Wurzeln/ einfach, dass die Wurzeln einfach nicht fremd werden. Ja, wir werden=s versuchen zweisprachig zu machen, weil das ist mir schon ein großes Anliegen, ahm, wobei das wahrscheinlich irgendwann mal, wenn wir da bleiben verloren geht dann. Spätestens dann in der dritten Generation nach uns. Aber gut das ist ja dann schon ...“

Vsevolod

Das Bedürfnis die lingua franca in der Familie weiterzugeben kann schließlich soweit gehen, dass die „Verwurzelung“ weniger für die eigene Eltern-Kind-Beziehung stattfinden soll, als für die Großelterngeneration. So äußert Polina den Wunsch ihren Kindern die russische Sprache weiter zu geben – weniger für sich als für die Mutter, die somit ein Band mit den Kindern aufrecht erhalten kann:

„Ja:, ich möcht halt auf keinen Fall die Sprache vergessen. Das fänd ich total schade. Ich möcht=s auch gerne meinen Kindern weitergeben oder so. Zumindest meine Mutter, die dann mit denen russisch sprechen.“

Polina

Über die Sprache und besonders über den persönlichen Sprachstil wird viel Information über eine Person und ihr Selbst preisgegeben. Umgekehrt ist ein individueller Sprachstil wesentlich für den Ausdruck und die Darstellung des Selbst. Der Ausdruck des Selbst kann über die Wortwahl, Betonung, den Ausdruck, gar die Stimmlage und vieles mehr stattfinden – klar ist, dass eine gewisse Sprache eine emotionale Funktionen erfüllt. Das wird in den

Erklärungen einiger Befragter mit Erstsprache Russisch darüber, dass sie ausschließlich in russisch schimpfen, mehr als deutlich:

„Ich kann auch auf deutsch schimpfen, aber das bringt mir nicht so viel, äh, Erleichterung im emotionalen Bereich. Ich muss auch auf russisch was sagen und dann „wah, huh“ [atmet tief und laut aus] {[lacht]. Okay, das ist echt lustig. Lustiges Moment}.“
Sascha

„Ja, und mein Tagesbuch mach ich auch auf Russisch, klar.“
Sascha

Lidija: Mein Leben is, ich denke, in diese Sprache [russisch; Anmerkung LH].

Lisa: Ja?

Lidija: Ja, sowieso. Obwohl- , na, manchmal, heute hab ich mal in Deutsch gedacht. Ja, aber sonst, aber sonst schimpfe ich auf jeden Fall in Russisch. [...] Oder irgendwelche kräftige halt- ja. Da sowieso, kräftige Emotionen tut man in Muttersprache aussprechen.

„Naja, Russisch ist sehr wichtig für mich. Ich weiß nicht, ich rede mit mir selber manchmal. Niemand ist da, ja, und wenn etwas passiert- ich schimpfe auf russisch. Und manchmal- ja:, ich sage einfach-, keine Ahnung. Wenn ich auf deutsch rede, ah, dass ist für mich irgendwie kunstliche Sprache. Ich muss immer aufpassen welche Wort dazu passt, welche, ah, grammatikal, ah:, muss sein und so weiter. Aber auf russisch, dass, ah, fließt einfach wie Wasser, ja, wie Donau, ja, fu: [macht Fließgeräusch nach]. Ohne Ende.“
Sascha

Das Bedürfnis einer Person in jener Sprache zu sprechen, in der sie sich selbst am besten ausdrücken kann und ihr der Selbst-Ausdruck am besten zusagt, führt sogar dazu Selbstgespräche zu führen, wie das etwa Sascha macht. Auch hier wird das Selbst sprachlich stabilisiert. Wie sehr die Sprache ein Selbst konstituiert, bemerkt man oftmals erst, wenn man eine andere Sprache spricht oder die lingua franca unter FreundInnen und Familie wechselt. Besonders frappant fällt da der Versuch aus die Kommunikation zwischen Familienmitgliedern und FreundInnen etwa von Deutsch auf Russisch oder auch umgekehrt umzustellen. Hier sticht es ins Auge um nicht zu sagen ins Ohr, dass sich mit der Sprache auch die Ausdrucksweise und, in einem gewissen Sinn, das Selbst des Gegenübers verändert:

„Die Eltern sind halt meine Hauptbezugsmenschen und eben-, manchmal halt oder seltener. Mit denen red ich halt hauptsächlich Russisch. Aber unter uns Freundinnen is=s teilweise **so** komisch Russisch zu reden! Obwohl wir alle die russische Verbindung haben und alle Russisch kennen, können, reden=s wir nicht. Das ist dann so eigenartig mit den beiden Russisch zu reden, so komisch einfach. Das klingt irgendwie eigenartig, wenn wir das machen. Das ist so-, das klingt als würden sich Aliens miteinander unterhalten oder irgendwie so. **Ganz** komisch.“
Oksana

Befremdlich kann es auch für Menschen sein die Person, die sie so lange kennen und der sie womöglich sehr nahe sind, in einer anderen Sprache sprechen zu hören:

„Und für meine Mama, glaub ich, das ist mehr Problem als für mich. [...] Sie ruft

mich manchmal an und/ oder ich rufe sie an von dem Telefonzelle oder von Bekannte vom Festnetz und wir reden. Plötzlich läutet mein Handy und ich sage, „Ja, Mama, warte kurz“. Auf Russisch, ja, und dann rede ich auf Deutsch. Und **immer** das gleiche Reaktion! Sie sagt [hält inne], „Ah. Du redest auf Deutsch“. Ja, für sie das ist irgendwie **Wunder** oder keine Ahnung, alienmäßig. Ja, **ich** ihre Tochter, ja, die immer russisch gele# ge#geredet hat, plötzlich redet deutsch und versteht was, ja, und hat noch Emotionen und ihre Emotionen kann auch zeigen. Für sie ist das-, weiß nicht, glaube, das ist für Mama besonders interessant und schwierig. Aber sie macht immer Pause und sagt „Boah:. Boah:., du redest deutsch. Echt.“ Ja, so. Sie- das ist für sie irgendwie noch nicht Wahrheit, dass ich hier lebe und hier- alle reden deutsch. Und ich sage, „Ja, Mam, kleine Kinder hier reden schon deutsch“.“

Sascha

Für die Mutter ist es „alienmäßig“ die Tochter in einer ihr fremden Sprache sprechen zu hören. Einerseits grenzt die Fremdsprache die Mutter aus, weil sie sie nicht versteht. Andererseits führt Sascha ein Leben weit entfernt von der Wirklichkeit der Mutter – in einer Wirklichkeit, die die Mutter nicht kennt oder versteht. Die Tochter hat sich ein Leben aufgebaut, zu dem die Mutter keinen Zugang hat, außer über die sprachliche Vermittlung in der russischen Muttersprache. Besonders an diesem Beispiel soll noch einmal die Relevanz von Muttersprachenkenntnissen sowie die Möglichkeit zu ihrer Pflege betont werden, da sie eine zentrale Funktion für den Erhalt der Familienbande sowie der Freundschaftsbeziehungen und somit auch für die Stabilisierung des Selbst einer Person inne hat.

Im Rahmen der „verwurzelnden“ Funktion von Sprache spielt Russisch eine besondere Rolle für die Verfestigung der biografischen Vergangenheit eines Menschen. Dies trifft vor allem für jene Personen zu, die in der Jugend oder im Erwachsenenalter nach Österreich gezogen sind. Die russische Sprache, der Austausch in Russisch und darüber hinaus der Kontakt mit „alten Bekannten“ oder das Wiedersehen mit der Familie stellt eine Verbindung mit der Vergangenheit, sprich mit dem Lebensabschnitt vor der Migration nach Österreich und einem Teil des Selbst dar:

„Ja. Ja. Und es fehlt mir immer immer wieder, zum Beispiel, wenn ich/ dieses Jahr habe ich keine Möglichkeit gehabt [in die Ukraine zu fahren; Anmerkung LH], ja, und es fehlt mir, es fehlt mir. So sprachlich und dann essen. Ich tu sofort/ so bestimmte Essensarten oder [...] ja, ich kaufe mir immer wieder oder machen wir Šašliki mit Bekannte, welche sind dort noch geblieben. Und immer wieder dann fahren die Leute, die sind in Europa oder in Amerika, zum Beispiel, verstreut, ja, kommen sie auch meistens in der Sommerzeit. Dann treffen wir uns, ja, das ist ziemlich angenehm. Weil dann stellt man fest, wie weit hat sich das Land entwickelt und was fehlt und es ist ziemlich interessant.“

Lidija

Der sprachliche und zwischenmenschliche Kontakt einschließlich der Erinnerung an Lebensbedingungen in Russland oder der Ukraine sind wichtig für die Stabilisierung des Selbst. Einerseits wird eine Gemeinschaft, die aus Familie, FreundInnen, Bekannten vor Ort und/ oder KosmopolitInnen besteht, und damit einhergehend ein Gefühl der Zusammengehörigkeit geschaffen. Andererseits kann mit solch einer „Verwurzelung“ eine

sinnhafte, kohärente Geschichte über sich selbst und über das eigene Selbst erzählt, spricht die Vergangenheit über den status quo mit der Zukunft verbunden werden. Diese Verbindung ist äußerst wichtig um das Selbst sinnvoll in die Wirklichkeit einordnen zu können. Das zeigen Allas und Vsevolods Antworten darauf, was sie mit der Ukraine oder Russland und was mit Österreich verbindet:

„Mit der Ukraine - die Vergangenheit. Die Mentalität. Also, mein- also, {meine [lacht]} wie sagt, man, das mein- also, alles, was ich bin, das ist eigentlich aus der Ukraine. Aber eigentlich auch nein, weil Österreich hat mich, also, auch also, die ganzen Problembewältigungen haben mich schon auch verändert. Also, ich bin jetzt auch nicht mehr Ukrainerin, bin ich nicht. In der Ukraine ist die Vergangenheit und in Österreich die Zukunft [lacht].“
Alla

„*3* N=ja *2* Kindheitserinnerungen, Schule, äh, ich bin *3* ich wollt jetzt grad sagen ich bin eigentlich *3* naja, ich weiß nicht. Was sag ich jetzt am g=scheiden [lehnt sich zurück] [...] ahm, eigentlich wollt ich sagen, es ist ja dort aus mir eine Persönlichkeit entstanden, aber das würde auch nicht ganz stimmen. Es stimmt natürlich, ja, aber es sind auch viele Sachen, ah, die hier [in Österreich; Anmerkung LH] passiert sind, wo auch wirklich mich geprägt haben. Ja, wo ich auch anders geworden bin oder ich sie verändert hab oder so. Das heißt eigentlich, es gilt für beide Länder, ahm, [lehnt sich vor] es ist halt zuhause für mich. Und, ah, selbst wenn man weiß, es ist eigentlich nicht alles okay zuhause, wirtschaftlich oder sozial, aber es ist halt zuhause. Dort ist meine Familie, ah, zwar nicht gesamt, aber trotzdem mein Vater und meine Oma und so weiter. Ahm *2* jo na, einfach alles, was mit meinem Leben zutun hat bis zu meinem siebzehten Lebensjahr, wo ich her gekommen bin. Ich hab dort meine Frau kennen gelernt, ah, was weiß i was [lacht]. Ahm, ja na, es sind schon auch sehr emotionelle, bewegende Momente *2* na, es sind einfach meine Wurzeln. Ich glaube, es geht jedem so.“
Vsevolod

Neben der russischen Sprache wird auch der deutschen Sprache in der biografischen „Verwurzelung“ große Bedeutung beigemessen. Mit Deutsch wie mit Russisch werden Erfahrungen verknüpft, die an Lebensabschnitte oder auch an Teilselbste erinnern. Die Assoziationen können freilich positiv oder negativ sein – je nach den Erfahrungen, die gemacht worden sind:

„Ich kann sagen, dass ich von Beruf, dass ich-, ja, {deutsch lernen musste [abgehackt]} [lacht]. Und ich will nicht, äh, wenn mein Leben mich anders wohin führt, dass ich nicht in Österreich bleibe oder nicht nach Deutschland, aber woanders-. Ich will nicht schon deutsch vergessen, ja, ich werde das-, ich werde echt etwas machen.“
Sascha

Alla: Ja:, manchmal denk ich in Englisch.

Lisa: Ah, wirklich?

Alla: In Englisch und Russisch.

Lisa: Ja.

Alla: Ja, aber nicht deutsch. Ich weiß nicht, ich hab so eine Abneigung, so eine unbewusste Abneigung gegen deutsch [lacht]. Ich weiß nicht warum, ich-, ja, ich muss daran arbeiten. [...] Ich, ah, weil irgendwie macht es keinen Spaß. Deutsch-

Lisa: Nein?

Alla: Nein, also ich weiß/ ich muss nicht unbedingt deutsch sprechen. Aber wenn ich eine Auswahl hätte, dann würd ich lieber englisch reden. Oder russisch.

Schließlich erfüllt Sprache, in diesem Kontext die russische Sprache, die Funktion eine nationale und kulturelle Identifikation mit Russland oder der Ukraine ermöglichen. Personen, die in Jugendjahren oder im Erwachsenenalter nach Österreich gezogen sind, sehen die russische oder ukrainische Geschichtsschreibung und kulturelle Artefakte oder Traditionen aus dem russischen oder ukrainischen Raum als ihre Wurzeln an. Das heißt, sie identifizieren sich mit einem Kulturraum, den sie mit anderen Personen mit Wissen und Kenntnissen über eben diesen Raum teilen. Eine Orientierung an russischer Geschichte, Kunst und Kultur oder etwa an Traditionen fungiert als „Verwurzelung“ in einem historischen, geografischen und kulturellen Raum, der wiederum eine Orientierungsbasis für die Entwicklung des Selbst darstellt. Die Befragten hatten, zum Beispiel, großes Interesse an russischer Literatur – sie haben die Klassiker der russischen Literatur gelesen und zeigen sich interessiert an aktuellen Werken:

„Ja:, naja, und ich sitze im Deutsch den ganzen Tag und jeden Tag dort im Kurs, in der Schule und noch dazu ein bisschen ein technische Deutsch wegen diese Computer Geschichte. Und dann genieße ich Möglichkeit- wenn Connie nach Hause kommt, dann kann ich mit ihr russisch reden - sie redet echt gut – ja-, und ich lese immer. Wenn ich etwas auf deutsch lese, sind nur die Sachen, welche ich lesen **muss** für die Schule oder irgendwelche Rechnungen kommen oder noch irgendwelchen Scheiß von Hausbesorgerin, ja. Und genieße ich, wenn ich lese nur russisch.“
Sascha

„Und russische Literatur hilft mir auch, ja. Ich hatte so schwierige Zeit hier im 2006. Ich hatte noch mein Visum nicht gekriegt, damals, und meine Freundin, mit meine Freundin, mit die Exfreundin war schon schwierig. Und ja, ich hab Dostoevskij gelesen und wenn ich etwas lese, dann bin ich echt interessiert. Das ist wie Drogen für mich. Ich ich tauche einfach rein und *2* ja. Merke nicht was hier passiert. Obwohl ich schon alles zuhause schon gelesen habe, wiederholen stört mich nix. Wenn ich nochmal Dostoevskij lese oder Čechov oder so- ja-.“
Sascha

„Ähm, weil es einfach so: schön ist, wie die schreiben und auch von der Wortwahl und- es ist einfach so schön fließend. Fast schon wie wie im Französischen und ähm ich les sie halt/ ich versuch sie immer auf russisch zu lesen. Aber ich lese im Russischen wesentlich langsamer als im Deutschen. Im Deutschen hab ich ein Buch von/ also total schnell durch und im Russischen muss ich mich abmühen und abmühen und das kann halt schon ein Jahr dauern bis ich das Buch dann fertig hab. Und, ähm, deswegen zaht=s dann manchmal auch gar nicht. Aber, ähm, ich beiß mich halt dann irgendwie so durch.“
Polina

Wie Kramsch festgestellt hat, lebt eine Kultur von geteilter Geschichte und Traditionen sowie Menschen, die sich als Mitglieder einer Kultur definieren und sich mit eben diesen Geschichten und Traditionen identifizieren. Eine Gemeinschaft präsentiert sich durch ihre

materiellen Artefakte, wie Denkmäler, Kunstwerke und auch literarische Werke. Anders ausgedrückt, eine Gemeinschaft wird in ihren materiellen Artefakten repräsentiert. Sprache ist also kein kulturfreier Code fern der Art zu Denken oder sich zu verhalten. Sie spielt eine große Rolle in der Bewahrung von Kultur, besonders in ihrer gedruckten Form. (Kramsch 2003: 17) Eine „Verwurzelung“ innerhalb eines nationalen oder kulturellen Hintergrunds stellt daher gleichzeitig eine Zuschreibung zu einer ethnischen Zugehörigkeit dar. Auf diese Funktion der Sprache als Ethnisierung (vgl. Bukow/ Llaryora 1988) wird später genauer eingegangen.

Weiter trägt eine Sprache Informationen und Symboliken in sich, die nur durch Wissen und Kenntnisse über einen Kulturraum dechiffriert werden können:

„Also, wenn man- ja, wenn ich {eine Wahl hätte [lacht]}, zum Beispiel, ich hab jetzt eine Person, die jetzt alle drei Sprachen spricht und die auf unterschiedliche Sprachen und die auch russisch spricht, ja. Es ist einfacher, natürlich ist es einfacher. Man kennt mehr Worte, man weiß, wie man sie am besten verbindet [lacht]. Man denkt nicht an Grammatik beim Reden und es klingt schön. Und *2* auch- man kann verschiedene Phrasen verschiedene Zitate verwenden, die aus Filmen kommen, die aus Büchern kommen und die sehr sehr, ah, also bekannt sind. Also, man kann reden und dann so ein Zitat aus einem Film sagen und alle werden wissen, worum es geht und welchen Film und wieso du das jetzt in diesem Kontext verwendest. Das das macht Spaß.“
Alla

Natürlich ist das Verstehen der Anspielungen nur garantiert, wenn die KommunikationspartnerInnen das selbe kulturelle Wissen teilen. Das heißt, durch Verweise auf gewisse kulturelle Sinnbilder und durch die Verwendung von kulturspezifischen Elementen werden sprachlich Gemeinschaften gebildet, die ein gemeinsames Wissen und Kenntnisse über den ukrainischen oder russischen Kulturraum voraussetzen. Mit den Referenzen auf solches Wissen, wird auch für eineN selbst eine Verbindung mit dem Kulturraum und der community, die das Wissen teilt, geschaffen. So kann mit sprachlichen Mitteln eine „Verwurzelung“ in einem Sprach- und Kulturraum vorangetrieben werden. Das im Ausland lebende Mitglied dieser Gemeinschaft schreibt sich selbst der Gemeinschaft zu, welche die Referenzen versteht, und darüber hinaus einem Kulturraum, aus dem die Referenzen stammen. Dies bringt uns schließlich zu einer weiteren Funktion von Sprache: Sprache als ethnische Selbst- und Fremdzuschreibung.

4.3. Sprache & Ethnizität

Eine wesentliche Rolle spielt sowohl die deutsche, als auch die russische Sprache sowie Sprachvarietäten des Deutschen für die ethnische Selbst- und Fremdzuschreibung. Sprache wird für Menschen mit Migrationshintergrund zu einem Hauptelement der Konstruktion und Konstitution des Selbst, weil sie von hörenden Mitmenschen schnell aufgenommen wird und

noch schneller klassifiziert werden kann. Als sogenannter Ethnifikator erfolgt qua lingua eine Zuschreibung zu einer Herkunft und zu Wurzeln, zu einem Kulturraum und gar einer Ethnizität. Bilingualität und Bikulturalität stiften bei ihren TrägerInnen dabei oftmals Verwirrung, was die Zugehörigkeit zu den eben genannten Konzepten und infolge dessen ihr Selbst betrifft. In Russland oder der Ukraine geboren zu sein und Russisch zu sprechen, wird in den Argumentationen der meisten Befragten situativ entweder mit einer ethnischen oder auch einer nationalen Zugehörigkeit gleichgesetzt. Diese Verortung lässt sich realiter allerdings wegen der persönlichen Biografie und dem subjektiven Empfinden der Befragten nicht bewerkstelligen.

Weiter sehen sich viele Interviewte mit Fremdzuschreibungen konfrontiert, die anhand ihrer Erstsprache und ihres Sprechens getätigt werden. Hier werden eine fremde Sprache oder sprachliche Varietäten des Deutschen oftmals mit Fremdheit und darüber hinaus mit stereotypen Zuschreibungen in Beziehung gesetzt. Um nicht zu viel vorwegzunehmen, die Kategorie „AusländerIn“ wird ohne jegliche Differenzierung auf Befragte angewendet, stereotype Eigenschaften unterstellt und somit das Selbst des Einzelnen und der Einzelnen schlichtweg übergangen. Wie solcherlei Askriptionen mittels und anhand von Sprache an einem/ einer selbst und an anderen vorgenommen werden und welche Auswirkungen sie auf die Selbstwahrnehmung sowie die Konstruktion des Selbst haben, soll nun ausgeführt werden.

4.3.1. Ethnische Selbstzuschreibung

Unter ethnischer Selbstzuschreibung sind all jene Praktiken einzuordnen, mithilfe derer jemand entlang und anhand von Sprache eine Zugehörigkeit der eigenen Person zu gewissen „imagined communities“ herstellt. Diese communities können auf Basis von Konstrukten des Nationalstaats, nationaler Geschichte, Kultur oder Nationalsprache gebildet werden. Meistens jedoch werden Konstruktionen verwendet, die Kultur, Geschichte und Sprache verwenden ohne diese mit einem Nationalstaat per se zu verknüpfen und sich vielmehr an das Konzept der Ethnizität anlehnen.

Wie bereits im vorhergehenden Kapitel aufgegriffen worden ist, dient die russische Sprache als Konnex zu einem kulturellen Hintergrund. Indem sich Russischsprechende diesem Kulturraum zuschreiben, stellen sie sich als Mitglieder einer Gemeinschaft dar, die diesen Kulturraum teilen. Dieses Phänomen lässt sich vor allem bei Personen beobachten, die in ihrer Jugend oder als Erwachsene nach Österreich gezogen sind. Ihre Erinnerungen sind sowohl an eine eigene, als auch an die Geschichte des ukrainischen oder russischen Nationalstaates gebunden, weil sie zum einen lange dort gelebt haben und weil diese Geschichten zum anderen einen Teil ihres Selbst ausmachen und daher nicht ohne weiteres aufgegeben werden

können. Vermeintliche nationale Kulturen ko-konstruieren ein Selbst mithilfe von bedeutungsgeladenen nationalen Geschichten und Erinnerungen, mit denen eine Identifikation möglich ist. Überraschender ist es, dass auch Personen, die als Kinder, sprich zwischen fünf und sieben Jahren, nach Österreich gekommen sind, eine ethnisierende Selbstzuschreibung pflegen. Während für die eine Gruppe von Befragten ein Kulturraum und die Geschichte eines Staates als Teile ihrer konkreten Lebenswelt ihre Biografie beeinflussen, beeinflusst haben und somit gewissermaßen zu konstruktiven Teilen ihres Selbst geworden sind, erschafft der andere Teil der Befragten eine Zugehörigkeit zu einem Kulturraum, einer Nationalstaatsgeschichte und gar „ethnischen Eigenschaften“. Für die Konstruktion einer ethnischen Zugehörigkeit stellt die russische Sprache in Form einer Identifikationsfolie und als Ausdruck einer Zugehörigkeit ein wichtiges Instrument dar:

„Ähm/ weiß nicht. Als Russin is man irgendwie so *2* ergeben für alles. Man is voll so- also für mich jetz, ich weiß nicht, wie=s für/ ahm *2* ich weiß nich, man würde halt so alles tun. Mir wird oft, so voll oft gesagt, „du übertreibst vollkommen“, wenn ich mich für irgendjemanden so voll hingebe und versuche, dass es dem gut geht und alles. Ah ah, wirklich mich so darum kümmer, so richtig verbissen so an die Sache da ran geh und „nanana, das kann ja nich sein hier, dass das jetz nich funktioniert, das muss aber“ und so. Und da is es halt so voll Russin, dass ich mich halt voll in Sachen rein steiger und alles dafür geben würde für, irgendso.“
Anna

Oksana: Das ist halt immer das blöde bei mir. Aber ich kann nun kein Wienerisch und da merk ich=s dann schon manchmal, dass ich eben nicht wirklich Österreicherin bin.

Lisa: Ja, obwohl die verschiedenen Dialekte, die san oafoch-

Oksana: Ja, eh: genau!

Lisa: Des is jo innerösterreichisch {auch so, dass ned jeder jeden versteht [lacht]}.

Oksana: [lacht] Genau. Ja, aber da merk ich halt eben, ja, dass ich da ein Manko hab, dass ich da nicht so: urösterreichisch red und dass mir dann Sachen nicht einfallen. Aber das ist dann bei beidem schon schwierig, beim Österreichischen und beim Russischen. Da vergess ich immer mehr Wörter.

„Ah=f:, ja:, [ich spreche russisch; Anmerkung LH] in allem, also [lacht], zuhause eben, wenn ich bei der Familie bin. Jetz halt immer wieder, wenn mein Freund mich fragt, ja, du musst mit mir/ ja, und dann halt irgendwie so im Urlaub, wenn ich irgendwie so/ also, das is auch so ne besondere Gelegenheit, so irgendwie. Weil=es is so, wenn irgendwie Deutsche auf mich ankommen, also, wenn wir irgendwie zu zweit sind, meistens bin ich mit irgendwem unterwegs, der russisch kann, also, meine Schwester oder sonst irgendjemand, Freund oder keine Ahnung. Wenn die Gelegenheit sich bietet, so, dann sofort auf Russisch umschalten, dass die {Deutschen dich bloß nicht ansprechen [lacht]} [...] Ja, immer wenn ich=s irgendwo hör oder egal. Bin ich auch so [klopft auf Schenkel], ah ja, hier, ne, [lacht] ah und du bist auch aus Russland? Aha, ja schön! [lacht] Ja, s=schon wichtig und auch/ A=so s=kommt sehr sehr oft vor [lacht].“
Anna

Diese Beispiele von Ethnisierungen zeigen, dass eine Identifikation als Russin anhand von Sprachgebrauch und, wie das erste Zitat zeigt, anhand von „russischen“ Eigenschaften erfolgt.

Weiter, so argumentiert Oksana, ist wegen mangelnden österreichischen Dialektkenntnissen und fehlender „urösterreichischer Sprachkompetenz“ keine eindeutige Identifizierung als Österreicherin möglich. Was hier mehr als deutlich wird, ist erstens die Konstruktionsleistung, die vollbracht werden muss um ein Selbst zu konstruieren und Identifikationsfolien dafür zu finden. Im Prinzip kann alles für eine Ethnisierung instrumentalisiert werden. Die Sprache und eine Zuschreibung zu einem Kulturraum werden dafür aber sowohl bei der Selbstskription, als auch bei der Fremdeskription am häufigsten benutzt. Zweitens scheint es naheliegend zu sein, eine Sprache (und Kenntnisse einer Sprache, die als Erstsprache erworben worden ist) zu einem gewissen Ausmaß mit einer ethnischen Zugehörigkeit gleichzusetzen. Dieser Schluss bringt massive Schwierigkeiten für die Konstruktion des Selbst von Menschen mit Migrationshintergrund mit sich – vor allem für jene Personen, die als Kinder Russland oder die Ukraine verlassen haben. Sie stehen häufig vor dem Problem die Identifikation mit der Muttersprache, und den damit konzeptuell verbundenen Kulturraum des Geburtslandes, mit der Identifikation der Erstsprache und dem damit verknüpften Kulturraum des Landes des aktuellen Lebensmittelpunkts zu vereinen. Dazu sind massive Konstruktionsleistungen nötig, weil zum einen gewisse sprachnationale Auffassungen, zum anderen das vorherrschende Konzept der Eindeutigkeit eines Selbst, plurizentrische Selbstkonstruktionen und Konstruktionen von vielen Teilselbst erschweren. Die Frage nach der Identifikation und nach dem Selbst ist für viele Befragte daher nichts Neues gewesen, da sie sich vor dem Hintergrund ihrer eigenen Biografie bereits den Kopf darüber zerbrochen haben, wer sie sind:

„Aber jetzt, zum Beispiel, mit der Identität, so ne, **da** is=es halt so voll schwierig zu sagen, bin ich jetzt Russin oder bin ich **Deutsche**. Weil *2*, ahm, ich fühl mich *2* wie beides und wie nichts. Das=is so irgendwie- komplett- also, wenn ich mir denke jetzt, ich bin voll Russin, so- **nä!** Ich bin voll Deutsche, überhaupt auch nich. A=so nicht einmal annähernd. Beides irgendwie so=n=bisschen. Und es is auch so ich hab vorher immer so=n bisschen Probleme gehabt, dass ich mich nicht festlegen kann, was bin ich nun, wenn die Leute mich fragen so „Hei, ja [räuspert sich] ach, du bist deutsch“. Also, so hier. N# anfangs, vor allem, wenn du mit Österreichern anfängst zu reden so, war das halt irgendwie so „Ah ja, hier, deutsch, ne!“ Ich so „Ne:, ich bin Russin.“ [lacht] Weil das halt irgendwie so das Angriffsding, so „Ah, Pie:fke:!““

Anna

„Aber es is halt- so richtige Zugehörigkeit, so, dass ich sag, okay gut, gibt=s weder da noch dort. Also von da her. Ich hab mir auch schon **echt** überlegt und **lang** überlegt, wie ich- als was ich mich jetzt bezeichnen würde oder oder- *3* äh:, aber da bin ich einfach total zerrissen einfach für mich. *3* nicht nur russisch oder so.“

Katja

„Ich glaub vor allem wahrscheinlich die Eltern, Familie in dem Fall, ahm. Ja glaub *2* vielleicht auch ein bisschen Sympathie, wenn man das so sagen kann. Das auf jeden Fall. Aber- ich glaub, man kann das einfach auch gar nicht so beschreiben [was eineN mit Russland verbindet; Anmerkung LH]. Wahrscheinlich

mehr das Gefühl. Also mehr Sympathie für das eine Land als für das andere. *2* Trotz den ganzen schlimmen Sachen, die Russland so drauf hat, bleibt halt. Kann man nicht so wegradieren. Is halt so- verwurzelt. Obwohl auch nicht wirklich, so auf der anderen Seite. Deswegen sag ich ja, ich bin irgendwie so wurzellos. Weil ich halt keine so **richtige Heimat** hab, wenn man das so sagen kann. Ich wurde halt da irgendwie so rausgerissen in Kindhe# also im Kinderalter. Ich bin da grad so rausgerissen worden.“
Polina

Die Frage nach ihrem Selbst verlangt nach Aufklärung. Es wird versucht eine Entscheidung nach Kriterien der ethnischen Zugehörigkeit, einem Gefühl der „Heimat“ zu fällen. Eindeutigkeit, so wie sie gesucht wird, kann dabei nicht erreicht werden. Höchstens eine Eindeutigkeit bezüglich des Umstands, dass sich das Selbst aus verschiedensten Facetten zusammensetzt:

„Und deswegen- irgendwann mal hab ich mir dann gedacht, okay. Gut. Ich nehm mir einfach das Beste aus beiden Kulturen und es ist dann einfach so ein Hybrid, eine Mischung einfach aus dem Ganzen. Und das reicht dann, denn im Endeffekt **is** es das auch. Im Endeffekt is es/ es is jetzt nicht nur russisch und doch nicht nur österreichisch und im Endeffekt ist es anders [klopft auf den Tisch], es is eine Mischung. Es is sowohl, als auch. Und das is halt auch/ das hat aber auch, zum Beispiel, bei mir halt auch lang gedauert, das zu **akzeptieren**, also, dass ich/ das=is einfach Tatsache, das is einfach Tatsache, dass es ne Mischung ist.“
Katja

„Oder halt irgendwie so, ja immer mal wieder so gefragt *2* was bin=ich=n=nun? Irgendwie bin ich letzt=endlich zu dem Schluss gekommen, dass ich eigentlich beides bin und dass das eigentlich ganz cool is, sich nich festlegen zu müssen, **was** man jetzt is. Und man kann sich in jeder Situation so verhalten wie=s grad recht is. Also das is schon so Chamäleon Style [lacht]. Das is schon ganz cool so. Das is gut. Das gefällt mir ganz gut mittlerweile.“
Anna

„Mh, Österreicherin- *2* ja, aber nur, weil ich in ö#öster#, zum Beispiel, wenn ich in Nordafrika bin, ja, dann bin ich schon die Österreicherin, ja, mit meinem Mann [lacht]. Wenn irgendwie- wenn etwas passiert und, ah ja, wo soll ich mich beklagen, ja, [lacht], dann geh ich zu {österreichische Botschaft und sag denen [lacht]}. Ja, okay, das ist eine Dimension. Und zweite Dimension, ja, ich bin kosmopolitisch.“
Lidija

Es is jetzt nicht so eine fixe Verwurzelung. Das gibt=s einfach nicht. Das- ja ich weiß nich, neue Form von Identität. Keine Ahnung, ich weiß es nich. Aber die gab=s wahrscheinlich immer schon, von daher- [murmelt] *3* Ja und ich weiß es auch selber nich so genau *7* [murmelt].“
Katja

Vielen der Befragten brennt die Frage nach dem Selbst sprichwörtlich unter den Nägeln, jedoch haben nicht alle für sich ein zufriedenstellendes Übereinkommen gefunden. Manche können sich bis heute keine Antwort auf die Frage geben:

„Ah, ich weiß wirklich nicht, wie ich mich selbst wahrnehme [lacht].“
Alla

In all diesen Aussagen lässt sich jedoch die Tendenz erkennen, dass das Selbst von einer Ethnizität abhängig gemacht wird. Das herkömmliche Konzept des Selbst im Rahmen des Nationalstaates sieht eine eindeutige Zugehörigkeit zu einer Nationalität sowie dazu gehörigen kulturellen Merkmalen vor. Eine Identifikation nach diesem Modell wird sehr wohl versuchsweise angestellt, jedoch funktioniert diese Idee des Selbst für Menschen mit Migrationshintergrund nicht. Ganz im Gegenteil, beim Versuch einer Identifikation mit vermeintlich ethnischen Eigenschaften, russischen Bräuchen, Lebensweisen oder Sprache zerbröckelt eine nationalstaatlich-kulturelle wie auch eine ethnische Identifikation in ihre Einzelteile, sodass Begriffe wie „Nationalität“, „Ethnizität“ oder „Heimat“ als Konstruktion enttarnt werden:

Oksana: Die Sprache ist so reich, darauf bin ich schon stolz. Also, **da** bin ich dann stolz sagen zu können ich bin Russin.

Lisa: Ja?

Oksana: Schon. Also- i#m#n- schon stolz drauf. Also so, zum Beispiel, auch bei Fußball unterstütz ich nie Österreich.

Oksana verdeutlicht in dieser Aussage, dass eine ethnische oder nationale Zugehörigkeit keine natürliche oder gegebene Kategorie ist, sondern konstruiert und situativ instrumentalisiert wird. Oksana selbst erklärt, „zu Russland hab ich nicht mehr so die Verbindung, also, dort will ich auch nicht unbedingt hin“. Moskau und seine Kirchen zu besichtigen reicht ihr und das vielleicht sogar nur jedes zweite Jahr. Die Identifikation als Russin wird in Situationen getätigt, in denen sie als positiv erlebt werden kann. In Oksanas Erzählungen zeigt sich deutlich, dass eine ethnische Zuschreibung situativ gewählt wird und nicht mehr als die leere Hülle einer Idee ist, in die man hineinschlüpfen kann. Als positive Identifikationsfolie kann die ethnische Zuschreibung, wie erwähnt, als „Verwurzelung“ dienen und einen nationalstaatlich-historischen oder familiär-historischen Rahmen für das Selbst schaffen. In diesem Zusammenhang dient die Praktik der Selbstzuschreibung als Orientierung und Stabilisierung eines Selbst. Ferner erhöht sich durch die ethnisierende Selbstdarstellung, sprich mit einer festen Bindung an die russische Sprache, Kultur und Gesellschaft, der Wert des sozialen und kulturellen Kapitals. Dies erklärt die Verbindung, die in der Kindheit migrierte Personen versuchen mit dem russischen oder ukrainischen Kulturraum und der Sprache herzustellen.

Wie weiter oben deutlich geworden ist, können „Ethnizität“ oder „Heimat“ jenen Personen, die als Jugendliche oder Erwachsene nach Österreich gekommen sind, noch als „Wurzeln“ im Sinne einer nationalen Geschichte oder einer biografischen Vergangenheit dienen. Jedoch zeigt sich, dass die Begriffe und dahinter stehenden Konzepte reine Konstrukte und darüber hinaus obsolet sind. Bei genauer Betrachtung schaffen sie mehr Uneinigkeit und Verwirrung als eine erhoffte Einigkeit. Warum sich die Begriffe dennoch so lange halten, liegt zum einen

in ihrer situativen Funktionalität. Sie können als sprachliche Symbole für eine Zugehörigkeit instrumentalisiert werden, von der Kapital, eine wertschätzende Identifikation und eine Orientierung für ein Selbst gewonnen werden kann. Zum anderen sind die weite Verbreitung und die Popularität des Nationalstaatskonzepts, das bereits weiter oben beschrieben worden ist, weitere Gründe für die Nachhaltigkeit an sich veralteter Konzepte. Die kulturelle Homogenisierung, an der der Staat selbst beteiligt ist, führt zu einer Verschmelzung von Staat und Kultur. Die vermeintliche Nationalkultur eines Nationalstaats schafft Standards für eine allgemeine Lese- und Schreibfähigkeit und erhebt eine Sprache zur alleinigen Staatssprache. Vor diesem Hintergrund können Ideen wie „Heimat“ oder „Ethnizität“ ihre Bedeutung entfalten.

4.3.2. Ethnische Fremdzuschreibung

Neben der ethnischen Selbstzuschreibung stellt eine weitere häufige Praxis die Fremdzuschreibung mittels Sprache dar. Im Gegensatz zu Askriptionen von Zugehörigkeiten und Eigenschaften durch eineN selbst, wie dies im vorherigen Kapitel beschrieben worden ist, sind mit ethnischer Fremdzuschreibung jene Praktiken gemeint, mit denen für andere Personen und anhand von Sprache eine Zugehörigkeit zu gewissen „imagined communities“ erzeugt wird. Diese Askriptionen fallen meist wertend aus. Konkret heißt das, dass anhand von sprachlichen Merkmalen, wie Akzent, Betonung oder auch Wortwahl versucht wird eine Mitgliedschaft einer Person in einer stereotyp produzierten sozialen Gruppe festzumachen. Alle Befragten können von Erfahrungen mit solchen Zuschreibungen berichten. Eine Zugehörigkeit wird etwa am Aussehen, an gewissen Verhalten oder Lebensstilen, aber vor allem auch an der Sprache festgemacht:

„Weil wenn ich nach Russland fahr, dann bin ich dort Europäerin [klopft auf den Tisch]. Is einfach so. Ich seh jetzt nich mehr aus wie eine Russin und so. Also, das letzte Mal, als ich dort war, haben meine Verwandten mich gesehen, ich hatte kurze rote Haare, gefärbt eben, also so hennarot, irgendwie. Und sie haben gemeint, „Nein, also du siehst überhaupt nicht mehr aus wie eine Russin“ und irgendwie- blablabla und so halt. Da war ich zwanzig [atmet tief ein] und ja und dann sind/ die Freundinnen von meiner Mutter, haben mich gefragt, warum ich immer noch nicht verheiratet bin und, oder ob ich nicht irgendwie, so quasi, einen Anwärter habe oder so. Und mir ist das halt total wurscht solche Sachen!“

Katja

„Aber ich denke, wenn man wieder zuhause ist, das geht dann wieder schnell, ah, also, dass man in einer Woche [sprachlich; Anmerkung LH] wieder voll drin ist. Also nochamal, es ist nicht so zu verstehen, dass ich mich zuhause wie ein Ausländer fühle oder dass man mich so sieht, aber man merkt schon, dass ich leichten Akzent habe und, ah, dass ich, zum Beispiel, so manche Wörter, sie sagen oft, „Du hast andere Betonung“, ab und zu. Leichte Betonung, also, leicht andere Betonung und das stimmt. Wir haben ja verschiedene Betonung.“

Vsevolod

Fremdzuschreibungen werden in Russland und der Ukraine, wie auch in Österreich, von Familie, FreundInnen und allerlei anderen InteraktionspartnerInnen vorgenommen. Dies spiegelt die Schwierigkeiten wider, die MigrantInnen haben eine Identifikationsfolie zu finden. Neben der Herausforderung Möglichkeiten zur Identifikation für sich selbst zu finden, werden sie sowohl im Geburtsland, als auch im Migrationsland auf die eine oder andere Weise als Fremde betrachtet. Noch schwieriger wird es, wenn mit der Zuschreibung Wertungen einhergehen:

Vsevolod: Ja, schon auf jeden Fall *2* Ja, weil meine Mutter meint schon, die hat schon gesagt, du bist ein richtiger Fritz geworden [lacht].

Lisa: Wirklich? Warum?

Vsevolod: Na, weil, ahm, na, das dieser Name „Fritz“ ist ja nicht böse gemeint. Das ist halt so ein typischer Deutscher, zum Beispiel, **Deutscher**, nicht Österreicher, aber trotzdem. Weil das für viele, die sich nicht auskennen, eh gleich ist. Ja, sag ich jetzt mal, für die ist das ein typischer, ah, typischer Name, deutscher Name, so wie wahrscheinlich bei euch oder für viele „Ivan“ oder so, ja. Ah, und es ist ja auch so, ah:, im zweiten Weltkrieg, ahm, hat es oft geheißen, „die Fritzen kommen“. Ja, so flott gesagt. Und naja, wir feiern dieses Frauenfest, achter März, ja, du kennst das ja.

Lisa: {[lacht] Ja, natürlich}.

Vsevolod: Oh, das ist bei uns ganz verrückt!

Lisa: {Ja, ganz groß [lacht]}.

Vsevolod: {Da werden die Männer verrückt, die Frauen werden noch verrückter [lacht]}. Gut gemeint, ja, ich find=s schön, ja, wirklich schön, ja, dass man Frauen, Mütter, Freundinnen, alle, Lehrerinnen, gratulieren kann. Ahm, und ahm, ja, ich hab das halt wie ich da war, hab das halt schon in Erinnerung behalten immer, aber langsam, mit der Zeit, brauch ich wirklich jemanden, der mich daran erinnert. Weil ich das sonst vergesse. Und da sagt sie schon dazu, „mei, du bist so ein richtiger Fritz geworden“ {oder so [lacht]}.

„Okay [lacht] ja, und das ist ziemlich interessant mit der Sprache, weil es natürlich mein Wunsch wäre einfach so wie du zu sprechen, ja, weil es is irgendwie (Kultur). Ne, ich weiß nicht, die Leute/ natürlich ja, es is nicht so erwachsen, nicht g=scheide Leute glauben, wenn man nicht Sprache hundertprozentig lernen kann oder sprechen kann, ja, dann ist man blöd [lacht]. Es überhaupt nicht richtig ist und das, es funktioniert etwas in Gehirn in bestimmte Alter nicht mehr. Und Kinder kriegen das ganz anders, ja.“ Lidija

„Ja und stört manchmal, wenn Leute hören, dass ich aus Russland bin. Dann sagen sie sofort на здоровье [na zdorov'e⁶], товарищ [tovarišč⁷] und перестройка [perestrojka⁸].“ Sascha

„Mein Vater hat in Russland schon angefangen [deutsch zu lernen; Anmerkung LH] und meine Mutter wahrscheinlich auch. Ja, die wahrscheinlich auch. Die sprechen beide halt, aber mit nem Akzent, also wirklich mit so nem Ostblock- mit nem Ostblock Akzent eben. Das auf jeden Fall.“ Katja

⁶ Russ. „na zdorov'e“: „Zum Wohl!“, „Prost“

⁷ Russ. „tovarišč“: Genosse

⁸ Russ. „perestrojka“: Umbau, Umgestaltung, Rekonstruktion

Benennungen, wie etwa „Fritz“, sind bedeutungsgeladen und verraten sehr viel über die Bewertung der „imagined communities“, zu denen die Zuschreibung erfolgt. Hinter der Bezeichnung „Fritz“ steht der Stereotyp eines Deutschen. Die Bezeichnung des Sohnes als „Fritz“, weil er nach Jahren, die er schon in Österreich lebt, russische Feste und Traditionen vergisst, kann als eine Ermahnung oder Sanktion verstanden werden – durch die negative stereotype Bezeichnung „Fritz“ wird das Verhalten des Sohns als Teil der nicht-russischen, deutsch stereotypisierten Gemeinschaft herabgewürdigt. Ebenso ist die Gleichsetzung von Deutschkenntnissen mit dem Intellekt einer Person, vor allem wenn ihre Erstsprache nicht deutsch ist, eine Herabwürdigung ohne jegliche Substantiierung. Ferner ist die Verbindung mit den stereotypen Schlagwörtern, die gewöhnlich mit Russland verbunden werden, verstörend. Besonders wenn die Wahrnehmung auf Alkoholkonsum und die Sowjetpolitik reduziert wird. Der „Ostblock Akzent“ der Eltern ist ein Hinweis darauf, dass der Akzent von SprecherInnen nicht-deutscher Muttersprache einer stereotypen, pejorativen Wahrnehmung unterliegt, die Hand in Hand mit einer problematischen Zuschreibung zu einer Gruppe geht. Diese Problematik haben viele der Befragten direkt oder indirekt miterlebt. Sprachenkenntnisse und vor allem der Akzent hängen mit der Wahrnehmung einer Person als „AusländerIn“ zusammen:

„Und sonst muss ich sagen, dass mein Kontakt mit Österreicher, außer mein Mann natürlich, ja, ich habe fast keine Kontakten. Ich meine, beruflich schon oder so. Ja, aber ich glaube, das ist Problem von alle, öh, ah, ja ah, von alle ausländische Leute. Da wir einfach alle in gemeinsame Topf, äh, geschmissen, ja, Ausländer vom Osten. Das ist ziemlich deprimierend dann, weil, ah, ja das ist einfach, ja, nach weißt/ man hört Akzent und du bist schon verloren, ja.“ Lidija

„Und vor allem, was ich nicht mag, es wird so gedacht, naja, du bist Ausländer, man hört deinen Akzent und denkt, du bist Ausländer. Und viele haben die gleich Asso# Assoziation. Du bist Ausländer, du wohnst von unseren Steuergeldern und machst nichts und so weiter und so fort. Aber **meine** Familie – also ich arbeite nicht, ich studiere – ah, aber meine Schwester und meine Mutter, **die** arbeiten und die zahlen Steuern und sie haben alles Mögliche gemacht um irgendwie 'good citizen' zu sein. Das sind sie auch. Und dann, w#wenn alle so/ wenn das alles so generalisiert wird, unter alle so/ unter alle so Ausländer, so in einen Kreis geschoben werden ohne zu unterscheiden, was du eigentlich gemacht hast – das mag ich nicht.“ Alla

Die Bezeichnungen „Ausländer“ und „Ausländerin“ werden auf Basis eines Akzents getroffen, der scheinbar einem gewissen Standard einer Sprache nicht entspricht. Auf Basis des Akzents erfolgen eine Attribution von vermeintlichen Gruppeneigenschaften und eine Differenzierung in In-Groups und Out-Groups einer Gesellschaft – eine Unterscheidung in „Eigene“ und „Fremde“. Eine solche Wahrnehmung fördert strukturelle Fremdsterotypen und Feindbilder. Einhergehend mit den stereotypen Attributionen an „AusländerInnen“

werden Varietäten eines „Standarddeutsch“ registriert und ihre SprecherInnen einem sozialen und gesellschaftlichen Status zugeordnet. Oftmals sind diese Zuschreibungen weit entfernt von dem Wissen, den Kenntnissen und den erbrachten Leistungen der Personen und ihrem rechtmäßigen Status. Schlussendlich sind sie beleidigend und herabwürdigend:

„Wenn ich, zum Beispiel, mit meiner Mutter einkaufen gehe oder so. Sie is, ja wie gesagt, also sie spricht genug deutsch. Was heißt genug deutsch, sie spricht wirklich gut deutsch, und so. Halt wirklich nur mit dem Akzent. Es is **wirklich nur** der Akzent, ja. Mh, sie hat das ganze Wörterbuch von vorne bis hinten ausgelernt, sie hat die ganze Grammatik angeschaut und so *2* also, es is wirklich nur der Akzent. Den kriegt sie einfach nicht mehr hin. Also, von ihren Stimmbändern her und so. Das kriegt sie einfach nicht mehr so hin jetzt. [...] Wir waren hier mal in so nem, ich glaub, Schmuckladen oder so, weil wir da irgendwie so spazieren waren und sie interessiert sich halt für Schmuck. Und sie geht halt rein in das Geschäft und schaut sich das halt an. Und sie tratscht halt nicht so gern. [...] Und er will halt, der Verkäufer will halt irgen=wie mit ihr tratschen und sie geht aber nicht drauf ein, ja. Und sie schaut sich halt einfach nur weiterhin die Sachen an. Und dann fragt er so, {„Verstehen sie mich?“ [Silbe für Silbe betont]}. Also, einfach nur so- und ich stand da daneben und hab dann einfach- ich weiß nicht. Ich hab dann gesagt, „Okay“. Ich hab mich dann aufgeregt. Ich hab mich dann einfach aufgeregt. Weil sie hat dann einfach so/ er=er hat irgendwie, er hat irgendwas getratscht und sie hat dann immer so ja gesagt, so quasi, ja okay, aber lass mich in Ruhe. So quasi, ich möcht jetzt einfach nicht mit dir auf Kontakt gehen. Und dann hat er das irgendwie herausgehört, den Akzent aus dem, und *2* ja: dieses dieses „Verstehen sie mich?“ is total beleidigend. Es is einfach beleidigend. Und ich hab ich hab mich dann irre aufgeregt.“

Katja

„Es passiert hier eigentlich immer. Ja, und das is halt, das, okay gut, ahm ja: nich so doll. Also insofern bin ich wieder froh, dass ich die Generation bin, die keinen Akzent hat, weil das einfach **wirklich** wichtig is hier, anscheinend. Ich weiß es nich. [...] Wir waren, zum Beispiel, auch in einem Nähgeschäft und so, weil sie näht, zum Beispiel, auch gerne. Und so waren wir halt irgen=wie so irgen=welche Utensilien auch. Und sie hat irgen=was gefragt, aber so. Und er hat dann gefragt, ob sie Arbeit sucht und dass er keine Arbeit hat. Und ich so, und sie so – hä? „Ich such keine Arbeit. Ich such mir einfach nur Ding.“

Katja

„Oder zum Beispiel, ich habe keine Verständlichkeit von Seiten, zum Beispiel, von Verwandtschaft von meinem Mann, ja, und ja, das hab/ dann hab ich ihn irgendwie zur Rede gestellt und gefragt, „Wieso ist Stefanie so und so zu mir?“ Er sagt, „**Nja**, du musst schon verstehen, wenn du kommst aus Nimmerland und sagst deine Meinung und dann irgendwie auch kritisch manchmal“. „**Ja**, ich sage, weil das meine **Meinung** ist!“ {„Ja, du darfst nicht! Du kommst von irgendwelche halt scheiß Land und du musst, Entschuldigung, und du musst halt dir/ auf die Knie halt dich stellen und **dankbar** sein, dass du in schöne Österreich sein darfst“ [flüsternd]}. Und halt solche Sachen, ja. Also, er hat so in Worte ihre Gedanken umgewandelt, ja, für mich. Ja, deswegen/ aber das wird nicht, ich werde mich gut fühlen, nur, wenn ich gleichberechtigte Partner bin mit der/ ich bin schon Österreicher, ja. Aber wegen des Akzent“

Lidija

Lidija: Es geht ganz anders, ja, aber früher war=s ziemlich schlimm. Weil ich bin in meinem Land nicht irgendwelche Ausländer, weißt du, und ich habe als

Klavierlehrerin gearbeitet und war angesehener Mensch früher und habe auch so manche Ambitionen und trete auch nicht so *2* [mäuschenhaft geduckt] so halt auf, ja. Manchmal kommt das halt zu Konflikten bei mir, weil ich: fange auch ein bisschen so unangenehm zu sein, ja.

Lisa: Wahrscheinlich ist das auch gut ...

Lidija: Mh:, ich weiß nicht. Dann ist man blöde Ausländer [lacht], welche gehört weiter so behandelt.

Lisa: Aber das wäre man dann wahrscheinlich sowieso, nicht?

Lidija: *2* Naja, dann ist man gehörig oder wie sagt man das? Gehorsamer Ausländer.

Trotz aller unternommen Anstrengungen sich in eine Gesellschaft zu integrieren und die Sprache zu lernen, halten sich stereotype Wahrnehmungen und erniedrigende Zuschreibungen hartnäckig. „AusländerInnen“, so haben es viele der Befragten erlebt, werden stereotyp als arbeitslos wahrgenommen, die dankbar sein müssen in Österreich sein zu dürfen und sich gehorsam verhalten sollen.

Es zeigt sich, dass Sprache in einem Standard wahrgenommen wird, der Varietäten kennt, aber Varietäten auch sozial markiert. Der Standard der deutschen Sprache gilt in unserem Fall als ein Deutsch ohne „ausländischen“ Akzent und mit grammatikalischen Satzstrukturen, die dem Hochdeutsch oder dialektalen Varianten des Hochdeutschen entsprechen. Abweichungen davon werden registriert und dienen häufig als Grundlage für die Zuordnung einer Person zu einer Position in einer sozialen Hierarchie. Die Stigmatisierung der Merkmale einer Aussprache oder eines Wortschatzes sowie die Bemühung der Sprechenden um Korrektheit der Äußerungen im Standarddeutsch heben den Wert des Standards. Dies hat wiederum den Effekt, dass sich das Bestreben im Standard einer Sprache zu sprechen erhöht:

„Als wir hergezogen sind, ich konnte deutsch ein bisschen. Ein bisschen Grammatik, ein bisschen reden. Aber ich hatte furchtbare Angst zu sprechen, also nicht Angst, es hat mich genervt, dass ich Fehler mache beim Sprechen. Und das war so ein- ziemlich ein- *3* also es war/ es machte es schwieriger die Sprache zu lernen, weil ich mich selbst nicht reden hören wollte, erstmal.“ Alla

„Ja, sie [die deutsche Sprache; Anmerkung LH] hat auch einen hohen Stellenwert. Ich meine, ich wohne hier und, ah, es kann nicht sein, dass sie einen niedrigeren Stellenwert hat. Ahm, ich bin sehr froh, dass ich die Sprache kann, ahm, und, ah, ja ich finde, wenn man hier wohnt oder wenn man in einem anderen Land wohnt, dann muss man die Sprache beherrschen können *2* irgendwann einmal zumindest.“ Vsevolod

„Und ich, ahm, es is/ ja:, es sprechen hier alle deutsch. Von da her muss es eigentlich/ ja hat schon Priorität insofern-. Also vom Gebrauch her. Weil, im Prinzip, das is halt so die Landessprache, die man hier spricht und so geh ich auch zu jedem hin und red halt mit dem auch deutsch. Find ich eigentlich ganz okay. Kann gut damit, ja, find ich auch nicht super schwer oder so. Also- mittlerweile es= is es=is also ich bin dankbar dafür, dass es so automatisiert is.“

Katja

Lisa: Ja eben, die andere Frage ist dann, welchen Stellenwert hat die deutsche Sprache für dich?

Lidija: Naja, meine neue Identität. Das ist meine Zukunft und das ist mein/ das ist die Sprache, mit welcher, ja, welche will ich hundert Prozent beherrschen. Wenigstens schriftlich.

Deutsch sprechen zu können und deutsch zu sprechen wird zu einem „Muss“. Das Problem des Müssens liegt aber nicht darin, dass die Befragten nicht deutsch könnten oder nicht lernen wollten, sondern darin, dass sie es sehr gut sprechen, aber dennoch den Druck verspüren die Sprache „hundert Prozent“ zu beherrschen und sie im Sinne einer Hauptsprache gar zur „neuen Identität“ zu machen. Die Befragten *müssen nicht* mit einer Sprache zurecht kommen, die sie nicht lernen wollen. Allen ist bewusst, dass Sprachenkenntnisse zu ihrem Nutzen sind, wie das Sascha verdeutlicht:

„Deutsch ist Sprache, mit welcher ich zurecht kommen soll und- zurecht komme, ja. Und jeden Tag- in der Schule und wenn ich mit dem Fahrrad fahre und was passiert, dann muss ich auch auf Deutsch reden.“
Sascha

„Ja, das war irgendwie ruhiger Abend und wir sind alle im Wohnzimmer gesessen, ich und Klientinnen. Und ich hab uns alle angeschaut und gedacht, ja, die zwei Leute aus Afrika, eine aus China, eine aus der Ukraine, eine ist aus *2* ah, Rumänien und eine aus Usbekistan und noch ein paar Länder. Und ich hab gecheckt, dass Deutsch ist gemeinsame Sprache für alle. Wir unterhalten uns auf Deutsch. Ich könnte mich mit der Frau aus der Ukraine auf Russisch reden oder aus Usbekistan. Aber dann alle anderen können nicht. Und wir haben- schlecht oder gut- auf Deutsch geredet, ja. Und dann hab ich, ja, die Sinn von der Sprache gecheckt. Dass es Unterhaltungsmittel ist. Ohne Sprache können wir uns nicht unterhalten und nicht verstehen und überhaupt etwas sagen oder Hilfe bitten oder Hilfe anbieten. Ja: *2* und von diesem Moment hab ich gesagt, „naja [hält inne] deutsch ist auch einfach eine Sprache“, ja und gibt=s nicht zu jammern „ah: ah ich bin so arm [lacht]“.“
Sascha

Das Problem besteht darin, dass mit dem Akzent ein Stereotyp des „Ausländers“ oder der „Ausländerin“ verbunden ist, mit dem sich alle Befragten, deren Aussprache nicht als „akzentlos“ befunden wird, auseinandersetzen müssen. Der Verweis auf eine bestimmte, meist weniger geschätzte soziale Position, geht auch mit der Aberkennung des Kapitals einher, wie weiter oben erwähnt worden ist. Vor allem Russischkenntnisse, im Sinne inkorporierten kulturellen Kapitals, werden nicht mit dem Wert behaftet, der ihnen *ohne* erniedrigende Statuszuschreibung zuerkannt werden würde. Aber auch institutionalisiertes kulturelles Kapital, wie abgeschlossene Ausbildungen und Titel, das in der Ukraine oder in Russland erworben worden ist, wird in Österreich nur mit großem bürokratischem, zeitlichem und finanziellem Aufwand nostrifiziert und anerkannt. Gelingt es schlussendlich die sozialen und staatlich strukturellen Hürden zu überwinden, sehen sich Befragte oftmals mit statusminimierenden Zuschreibungen konfrontiert, die den Wert all ihrer Bemühungen und

ihres erworbenen Kapitals herabsetzen:

„Aber- man hat so ein-, wie sagt man das-, ah, so ein allgemeines *4* Verhältnis zu den Ausländern. Meine Mutter ist Pharmazeutin und die arbeitet in einer Apotheke. Und es gibt so über hundert Menschen Personal. Also, ziemlich groß. Und, ah, und so kommen die Kommentare, wie: „ja, es melden sich nur die Ausländer“, äh, „es bewerben sich nur die Ausländer“ und sowas. Also, im Negativen gegenüber Ausländern. Ja, aber ansonsten, nein, ich hab schon Geschichten gehört-, nein, bei uns war eh alles gut.“
Alla

Die Anerkennung der Legitimität einer Standardsprache und das Bestreben ihr zu entsprechen, die Dankbarkeit dafür in Österreich leben zu können, ein „gehorsames“ Auftreten und weitere Verhaltens- und Sprechnormen gehören zu den impliziten Normen und Werten, die in der Bezeichnung „AusländerIn“ enthalten sind. Auch Benennungen, wie „Fritz“ und „Piefke“ sind Anrufungen, die mit gewissen Wertungen, Vorstellungen und Wahrnehmungen einer Person verhaftet sind. Wie Katja weiter oben betont hat, ist sie froh jener Generation anzugehören, die keinen „russischen Akzent“ hat, denn sie möchte nicht, wie ihre Eltern, mit unfairen und beleidigenden Zuschreibungen konfrontiert werden. Wie willkürlich Zuschreibungen aber auch sein können und wie schnell sie gemacht werden, beschreibt sie in der folgenden Sequenz:

„Weil ich bin dann umgekehrt wiederum/ vielleicht hab ich auch/ also das/ weiß ich nich. Also, mir wird dann wiederum vorgeworfen ich wär ne Deutsche oder so, a=so- bisschen was- ich- sag selber nich. Ich find einfach, ich red normal. Aber viele Leute fragen mich einfach, ob ich=s bin oder so. Und das- is vielleicht bewusst so, vielleicht schon bewusst so gesteu#e, also schon so überspitztes Deutsch zu sprechen. **Hier**, also, quasi *3* also, eigentlich vielleicht sogar schon als Statement oder so. Ei=einfach aus der Erfahrung heraus einfach [...] aber m=m# wirklich. Also das das nimmt mich echt noch mit!“
Katja

Vielen Befragten, wie auch in zahlreichen Zitaten erkennbar ist, ist die Illegitimität, Respektlosigkeit und Dreistigkeit der Zuschreibungen bewusst. Zum Teil werden sie aber schon internalisiert und zu einem Stück in ihr Selbst integriert, sodass der Ursprung der auftretenden Probleme zuerst bei sich selbst gesucht wird:

„Vielleicht liegt es an der Mentalität, also, also an der österreichischen Mentalität, wo ich also nicht wirklich rein gepasst habe. Also mit meinen/ also, ich weiß nicht, Wertvorstellungen und mit meiner [hält inne] Verhaltensweise oder- ich weiß es nicht, worin es lag [lacht]. Aber **in** meiner Klasse hatte ich/ ich ko# ich hab schon gesprochen mit Leuten, falls sie irgendwas brauchten oder Gruppenarbeiten oder sowas, aber so wirklich befreundet, wie jetzt, in dieser Klasse/ also es gab Freundeskreis - {ich hab nirgends reingepasst [lacht]}. Das hat mich auch genervt, deswegen sag ich, das ist mein Problem, weißt du, ich bin irgendwie assozial.“
Alla

Mit den Bezeichnungen einer Person werden Gruppenmitgliedschaften unterstellt sowie, damit einhergehend, Eigenschaften auf Basis der vermeintlichen Gruppenzugehörigkeit

attribuiert. Betroffene erkennen die Praktiken zum Teil, es bleibt ihnen dennoch nicht erspart sich mit der Zuschreibung auseinander zu setzen, sodass sie sich zwischen einem Abwägen des Wahrheitsgehaltes der Bezeichnung und dessen Bedeutung für das eigene Selbst, dem Abwehren der ungerechtfertigten Zuschreibungen an ihre Person und der psychisch emotionalen Verarbeitung dieser Praktiken bewegen. Die Folgen sind eine Internalisierung der Zuschreibungen und eine Anpassung an das vorgeworfene Bild des „Ausländers“ oder der „Ausländerin“, subversive Strategien, wie das Überspitzen eines Akzents, eine völlige Abwendung oder Mischungen daraus. Alla bringt das Wanken zwischen Anpassung an Wertvorstellungen und Verhaltensnormen und Abwendung in einer mit Ausdrücken der Kompromisse gespickten Äußerung auf den Punkt:

„Aber wie gesagt, nichts schlimmes, also, ist mir hier passiert. Kein kein- mhm, so viel Gutes, also, Positives auch nicht wirklich, aber-, also nein, ich bin zufrieden. Ich bin eh zufrieden. Ich hab alles, ich studiere, ich hab/ also ich kann eh alles machen, was was ich eigentlich möchte und das ist gut. Und ich bin froh darüber. Und ich bin auch dankbar und alles. {Aber wegziehen möchte ich trotzdem [lacht]}.“
Alla

Althusser nennt die Praxis der Anrufungen Interpellation. Bezeichnungen oder Interpellationen, wie eben „AusländerIn“ oder „Piefke“, machen Personen zu Subjekten konkreter Vorstellungen und Ideen einer Ideologie. Interpellationen, so stellt sich in der Praxis heraus, gehen selten fehl, sondern werden von der gerufenen Person in den meisten Fällen wahrgenommen. Sie reagiert auf die Anrufung oder ist sich zumindest bewusst, dass *sie* gerufen worden ist. Jede Ideologie ruft bestimmte Individuen als konkrete Subjekte auf, indem mit der Interpellation die Kategorie eines Subjekts hergestellt wird. Ideologie funktioniert nur insofern, als dass sie unter Personen Subjekte „rekrutiert“ oder Personen durch Interpellation in Subjekte „verwandelt“. Anrufungen oder Aufrufen einer Person macht sie zum Subjekt einer Ideologie. In der konkreten Interpellation drückt sich daher eine Ideologie aus, sodass die Anrufung und die Ideologie ein und dieselbe Sache sind. (Althusser 1970) Hinter den Interpellationen „AusländerIn“ oder „Piefke“ stehen nicht bloß Zuschreibungen zu einer Gruppe und deren kollektiven Eigenschaften, die mit jeder Anrufung einer konkreten Person aktualisiert und attribuiert werden, sondern eine Ideologie. Darauf werde ich gleich zurückkommen.

Nach all diesen Ausführungen wird deutlich, dass sowohl die Praktiken, als auch die Arten der Zuschreibungen mit Machtfragen verbunden sind, in gewissen Machtstrukturen stattfinden sowie durch sie konstituiert werden. Wie alle Personen müssen MigrantInnen ihre soziale Position in einer Gesellschaft finden und behaupten.

Exkurs Macht

Für eine Verortung der sozialen Position in einer Gesellschaft ist Kapital vonnöten. Soziales,

kulturelles und ökonomisches Kapital zusammen legen die Platzierung einer Person im sozialen Raum fest. (Abels 2006: 210) Eine Ethnisierung, wie sie als ethnische Selbst- und Fremdzuschreibung bereits beschrieben worden ist, hat die Funktion die gleichberechtigten Ansprüche von MigrantInnen auf Basis geteilter Kompetenzen zurückzuweisen und sie in gesellschaftliche Nischen abzudrängen, nachdem sie als „Fremde“ stilisiert und auf eine soziale und kulturelle Partikularität festgelegt worden sind. (Breckner 2005: 40) Die scheinbare Fremdheit von MigrantInnen ist ein Resultat von Ethnisierungsprozessen, sprich von Zuschreibungen gewisser Kompetenzen und Eigenschaften durch andere und durch eineN selbst. Die Praktiken der Ethnisierung sind in die Strukturen der jeweiligen Gesellschaft eingebettet, sodass etwaige vermeintlich kulturelle Unterschiede in den gesellschaftlichen Strukturen konstruiert werden. Die Zuweisung zu einer und Einordnung in eine Gruppe der „Fremden“ ist mit Problemen der sozialen Positionierung von MigrantInnen verbunden. Obwohl sie über Kapital verfügen, wird ihnen ein Platz am unteren Ende des Schichtungssystems zugewiesen und versucht ihnen ihre legitime Macht zu entziehen. Eine ethnische Zugehörigkeit wird als eine situative Leistung von Interagierenden konstruiert und als Ressource verwendet um das Alltagsleben zu ordnen (Day 1998: 151). Die Ordnung, die dabei entsteht und aufrecht erhalten wird, ist von ungleicher Machtdistribution durch staatliche und soziale Praktiken geprägt. Das drückt sich in Österreich etwa an einer Ablehnung des Wahlrechts von MigrantInnen oder den Regelungen der Integrationsvereinbarung für Drittstaatsangehörige aus, in denen MigrantInnen binnen fünf Jahren Deutschkenntnisse und eine Befähigung zur Partizipation am gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben nachweisen müssen.

Das Private wird also zum Politikum gemacht. Das bedeutet, dass der Begriff der Kultur politisiert wird und alle Teile des sozialen Lebens durch Machtverhältnisse geprägt werden. Eine Etablierung von Hierarchien durch ungleiche Machtverteilung zeigt sich nicht nur in der Verweigerung von Rechten, sondern auch in gesellschaftlichen Symbolen und sozialen Praktiken. Eine kulturelle Dominanz und *Vormachtstellung* wirkt auch jenseits von Recht, Gesetz und Ökonomie als ein Organisationsmoment. Sie macht vor der einzelnen Person freilich nicht halt, sondern prägt sie und ihr Selbstverständnis von Grund auf – dies gilt, wie in den vielen Aussagen der Befragten verdeutlicht wird, sowohl für den Teil der Gesellschaft, auf den Macht ausgeübt wird, als auch für den Teil, der Macht ausübt. Den Unterdrückten werden ein eigenes Selbst und dessen Anerkennung verweigert. (Rommelspacher 1997: 252-256) Das heißt also, dass gesellschaftliche Strukturen vor dem Hintergrund der Globalisierung, Individualisierung und „fabrizierten Unsicherheit“ (Beck 1994) im öffentlichen und im privaten Raum erfunden, ausgehandelt, gerechtfertigt und stabilisiert werden müssen. Dabei entstehen, wie wir bereits gesehen haben, Feindbilder und

Fremdstereotypen. Diese beiden Begriffe sind klar voneinander zu trennen. Feindbilder, so Beck, sind im Kontext eines Nationalstaats zu sehen, sprich in ihrer Bedeutung für die Legitimation des staatlichen Machtmonopols. „Feindbilder sind dramaturgisch gesteigerte und ins Legitime gewendete, kulturell erzeugte (verfügbare) Vorurteile und Fremdstereotypen, die funktionalisiert werden für den Auf- und Ausbau des staatlichen Macht- und Militärapparates. Feindbilder – im Unterschied zu Fremdstereotypen und Rassenvorurteilen – ermöglichen eine Umwertung der Werte“ (Beck 1994: 475f). Feindbilder sind als Legitimationsquelle des modernen Nationalstaats zu verstehen. (Beck 1994: 474ff)

Für die Rolle der Sprache bedeutet das, dass sie symbolisch für Macht instrumentalisiert wird. Dieser Umstand ist in den Ausführungen über ethnische Fremd- und Selbstzuschreibung ausführlich beschrieben worden. Für die Art und Weise wie sich verbaler Austausch organisiert und Formen der Äußerung konstituieren, sind der Faktor der Machtverteilung zwischen den Interagierenden und der immense Einfluss einer hierarchischen Organisation von Kommunikation besonders zu beachten. Vološinov bringt es auf den Punkt, wenn er schreibt:

„Every sign, as we know, is a construct between socially organized persons in the process of their interaction. Therefore, *the forms of signs are conditioned above all by the social organization of the participants involved and also by the immediate conditions of their interaction.* When these forms change, so does sign.“ (Vološinov 1994: 55; Hervorhebung i.O.)

So lässt sich festhalten, dass Sozialbeziehungen – und Herrschaftsbeziehungen selbst – symbolische Interaktionen, sprich Kommunikationsbeziehungen, sind, die Kenntnis und Anerkennung voraussetzen. Die Kommunikationsbeziehung par excellence, nämlich der sprachliche Austausch, ist auch eine symbolische Machtbeziehung, in der sich Machtverhältnisse zwischen Sprechenden oder ihren jeweiligen sozialen Gruppen manifestieren. (Bourdieu 1990: 11) Was also den Anschein eines Sprachenproblems oder Sprachenkonflikts hat, ist im Endeffekt oftmals ein Machtkampf um die Ressourcen und Quellen sozialer Macht.

4.4. Sprachideologie

Bevor mit den Ausführungen über Ideologie und Sprachideologie fortgefahren wird, sei festgehalten, dass der Terminus Ideologie – mit oder ohne dem Präfix Sprach- – eine ganze Reihe brauchbarer Definitionen besitzt, die unter Umständen nicht mit einander kompatibel sind. Die Bedeutung des Begriffs Ideologie ergibt sich aus verschiedensten konzeptuellen Strömungen und divergenten Geschichten. Eine Festlegung auf eine einzige Bedeutung wäre nicht nur nicht möglich, sondern würde darüber hinaus nicht hilfreich sein. Begreifen wir den

Terminus Ideologie daher zuallererst als ein Konzept, das uns bei der Darlegung und Spezifizierung von sozialen Prozessen dienlich sein soll. In Anlehnung an Eagleton wird Ideologie aufgefasst als „a particular organization of signifying practices which goes to constitute human beings as social subjects, and which produces the lived relations by which such subjects are connected to the dominant relations of production in society“ (Eagleton 1991: 18). Die Rolle von Sprache bei der Frage nach Ideologie besteht darin, dass Ideologien sich sprachlich manifestieren und somit erst durch Sprache möglich werden. Sprache ist immer auch Teil einer Ideologie – sie drückt eine Ideologie aus und vermittelt eine Ideologie. Sprachideologien dienen der Benennung von kulturellen Ideen und Annahmen. Als ein Set kultureller Vorstellungen bilden Sprachideologien einen nicht immer bewussten Rahmen, in dem linguistische Praktiken verstanden werden. (Gal 2006: 13ff) Um die Definition der Sprachideologie in Anlehnung an Eagleton auszuweiten, wollen wir sagen, dass Sprachideologien spezifische *linguistische Praktiken* umfassen, die Menschen als soziale Subjekte konstituieren und welche die gelebten Beziehungen produzieren, auf Basis derer Subjekte in ein *Netz gesellschaftlicher Machtbeziehungen* eingebunden werden.

Theoretisch betrachtet ist ein Zeichen nicht nur ein Teil einer Wirklichkeit, sondern es reflektiert und bricht eine andere Wirklichkeit außerhalb sich selbst. In diesem Sinne kann es die Wirklichkeit verzerren, sie getreu oder von einer gewissen Perspektive aus darstellen. Jedes Zeichen bedarf ideologischer Untersuchungen über die Realitätsnähe seiner Darstellung. Das bedeutet, dass der Bereich der Ideologie mit dem Bereich der Zeichen zusammenfällt – sie sind äquivalent. Das Ideologische ist also ein Zeichen und ohne Zeichen gibt es keine Ideologie. Wo auch immer ein Zeichen existiert, gibt es auch eine Ideologie. Alles Ideologische hat also einen semiotischen Wert. Wichtig festzuhalten ist, dass Zeichen, wie auch Ideologie, in einer externen Welt existieren, sodass sie selbst und alle Effekte, die sie auslösen, ebenso außerhalb sind. Weiter hat Ideologisches immer Bedeutung: Es repräsentiert etwas, stellt etwas dar oder steht für etwas, das sich außerhalb befindet. Ideologie nimmt stets eine materielle Form an, denn jedes Phänomen, das als ein ideologisches Zeichen dient, hat eine manifeste, materielle Gestalt. Sei es Farbe, Geräusch oder eine Bewegung.

Schließlich erstreckt sich Ideologie von Bewusstsein zu Bewusstsein und verbindet diese. Das individuelle Bewusstsein ist voll von Zeichen. Zeichen tauchen allerdings nur in Interaktionen der verschiedenen Bewusstseine miteinander auf. Ein Bewusstsein wiederum wird nur ein Bewusstsein, wenn es mit einem ideologischen oder semiotischen Inhalt gefüllt wird. Das geschieht in sozialer Interaktion. Wir sehen also, dass Zeichen und Ideologie auf das engste miteinander verwoben sind. Ideologie kann nicht allein in einem Bewusstsein verortet werden, sondern nimmt als manifestes Zeichen innerhalb von Interaktionen Gestalt an. Besonders wichtig ist es bei verbalem Austausch den Faktor Hierarchie sowie den immensen

Einfluss hierarchischer Ordnung von Kommunikation auf die Formen der Äußerungen zu beachten. (Vološinov 1994: 50ff)

Welche Sprachideologie kann nun hinter den gängigen linguistischen Praktiken erkannt werden? Wie sich in den Interviews zeigt, werden Sprachen als voneinander abgeschlossene Systeme begriffen. Sie können in Grammatik, Lexik oder anderem gewisse Ähnlichkeiten aufweisen oder sich durch Eigenheiten auszeichnen, sie bleiben ideell aber immer voneinander getrennte Sprachsysteme. Aus dieser Perspektive sind das Mischen von Sprachen und die Aufnahme von sprachlichen Elementen der einen in die andere Sprache ein *must not* und werden als „schrecklich“ und „hässlich“ abgestempelt:

„Und ich merk=s bei mir auch selber, dass ich wirklich auch aufpassen muss und dran bleiben muss, weil sonst- ahm vergeht das ganze einfach. Also, wie bei anderen Sprachen. Weil=s bei mir einfach so is, dass ich zwar einen passiven, sehr großen Wortschatz hab, also, im Prinzip, alles versteh, was man mir sagt, und mich auch sehr gut, also, verständigen kann, aber es trotzdem üben muss. Also, das/ vor allem auch höheres Russisch oder so. Bei einem höheren Niveau muss ich auf jeden Fall immer dran bleiben und so. Und wenn ich m=mich dann eingelesen hab, dann geht=s eh oder so. Aber trotzdem, also es is nicht einfach so, dass ich einfach so dasitz und nichts mach. Also eigentlich-.“ Katja

„Ja, es mischt sich dann auf jeden Fall. Wobei wir haben nie irgendwie so, ahm, **zum Glück**/ also die meisten Russen in Deutschland oder überhaupt, die reden halt so=n so=n *2* ну что? Мы идём сегодня айнкауфовать [nu čto? My idem segodnja ajnkaufovat'?'?]? Und sowas- ich mein, wie sowas gesagt hat, hab ich zuerst gleich mal so, {Kind was redest du da [lacht]}? Und das/ das haben wir nich gemacht. Deswegen mischt sich das jetzt nich in **dem** Sinne. Also ganz schrecklich [lacht].“ Anna

Vsevolod: Aber ich muss schon sagen die Qualität unserer Muttersprache ah *2* ich sag jetzt für mich, aber für die Viktorija gilt das auch. Das, ah, das hat ein bisschen an Qualität verloren.

Lisa: Aha, inwiefern?

Vsevolod: Ja:, ah, wir verwenden einfach einfache Konstruktionen, wir, ahm, unser Wortschatz ist jetzt ein bisschen beschränkt, denk ich, ja wir, ah, reden in Russisch, aber diese diese Sprache ist irgendwie verdeutscht. Weißt du was ich meine?

Vsevolod: Mhm, nja, aber das mit der Mischung von deutsch und russisch ... ja, du lernst ja russisch, ja, was, ah wie würdest du Bezirkshauptmannschaft bezeichnen?

Lisa: *2* Ich glaub, das gibt=s im Russischen einfach ned, oder?

Vsevolod: Ja, deswegen sag ich zu meiner Frau, ah, „Давай позвоним в Bezirkshauptmannschaft“ [Davaj pozvonim v Bezirkshauptmannschaft¹⁰].

Lisa: Ja.

Vsevolod: Ja, genau des mein i und des liegt/ das klingt so furchtbar. So richtig

⁹ Russ. „Nu čto? My idem segodnja ajnkaufovat'?“: „Was ist nun? Gehen wir heute einkaufen?“. Statt des standardrussischen Ausdrucks für Einkaufen Gehen, wird das deutsche Verb *einkaufen* mit einem russischen Verbsuffix erweitert und verwendet.

¹⁰ Russ. „Davaj pozvonim v Bezirkshauptmannschaft!“: „Lass uns bei der Bezirkshauptmannschaft anrufen!“

hässlich, wenn man=s mischt.

Sogenannte Halbsprachen und Mischsprachen werden als negativ erlebt und stellen eine Verunstaltung einer „reinen Sprache“ dar. In unserem konkreten Fall betrifft dies vor allem die russische Sprache und Satzkonstruktionen im Russischen, die bei mangelnder Pflege und fehlender Obhut, so die Befragten, mit „Germanismen“ erweitert oder auch mithilfe von Satzstrukturen aus dem Deutschen gebaut werden. Die Befragten erleben selbst, dass ihre Muttersprache Russisch keine natürlich gegebene Sprache ist, die in ihrem Kopf verankert immer wieder reproduzierbar ist. Sie ist kein immerwährender Besitz. Stattdessen wird den Befragten bewusst, dass es einer aktiven Leistung bedarf um die Sprache, besonders in einer gewissen Qualität, zu erhalten.

Weiter zeigt sich deutlich, dass die Sprache ein Konstrukt ist, das regelhaft aufgebaut und standardisiert ist. Werden die Normen des Sprechens oder die Regeln der Standardisierung gebrochen, so wird dies als Vergehen bewertet und das sprachliche Produkt als hässlich und schrecklich bewertet. Je offizieller der Kontext der Äußerung, desto höher auch die Gültigkeit eines standardisierten, „sprachlich-reinen“ Ausdrucks. So können sprachliche Gemische im Privaten scherzhaft inszeniert werden, sobald sie aber in den alltäglichen Wortschatz übergehen und in der Öffentlichkeit verwendet werden, stigmatisieren sie die sprechende Person:

„Das geht- ja, zuerst geht das vielleicht irgendwie- *2* als so ein Scherz oder so. Aber dann- [lacht]. Zum Beispiel, wir hatten so eine Vorlesung russisch/ eine Vorlesung in Russisch. Die Professorin ist Russin und da/ sehr sehr viele Leute, die Russisch machen, kommen auch aus Russland oder Ukraine oder, ich weiß nicht, Sowjetunion. Und so ein Mädchen hat gefragt in Russisch „я не могу-“ [ja ne mogu¹¹], und dann hat sie sowas gesagt *8* so irgendwie заанмел'доваться [zaanmel'dovat'sja¹²]. Also sie hat in Russisch, also sie hat sie hat als Russin, {in russisch Unterricht [lacht]} eine russische Professorin, also sowas, so ein Wort! Also, das passiert schon vielen, unbewusst, weil es einfacher fällt so. Weil man denkt immer, ich muss mich anmelden, in Russisch. In Deutsch steht überall Anmeldesystem, anmelden anmelden. Und dann- ja, dann macht man daraus анмел'доваться [anmel'dovat'sja] [lacht].

Alla

Wie bereits erwähnt werden in Interaktionen auf Basis einer Standardsprache Akzente, Betonungen, Varietäten oder auch sprachliche Leihgaben, wie der „Germanismus“ „anmel'dovat'sja“ et cetera registriert und für die Bewertung sozialer Beziehungen, Situationen und auch dem Status einer Person verwendet.

Auch in anderen Momenten empfinden die Befragten, dass ihnen die Muttersprache verloren geht oder sie keine „echten native speaker“ des Deutschen sind. Indizien dafür sind etwa, wie

¹¹ Russ. „ja ne mogu“: „ich kann nicht“

¹² Russ. „zaanmel'dovat'sja“: „sich anmelden“. Statt des standardrussischen Ausdrucks für sich Anmelden, wird das deutsche Verb *anmelden* mit einem russischen Verbsuffix und einem Präfix erweitert und verwendet.

Oksana weiter oben bereits erzählt hat, dass nicht alle österreichischen Dialekte und nicht alle dialektalen Ausdrücke verstanden werden:

„Ich mein, es is nicht so, dass ich [Deutsch; Anmerkung LH] gar nicht kann, aber ich tu mir dann schon schwerer. Oder dass mir manche Worte einfach dann gar nicht einfallen. Wo ich dann nachher überlegen muss und dann schreib ich=s halt. Oder das ist auch im Wienerischen. Und [...] manche schaffen das so, dass ich sag, „Was? Was?“ Er wiederholt=s halt immer und ich so- „naja:, das Wort hab ich schon verstanden, die Bedeutung hab ich nicht verstanden, also {nochamal, was?“ [lacht]} Das is dann immer recht lustig. Sowas wie 'Mara und Josef', also den Ausspruch hab i no nie g=hört g=habt. Sowas wie 'Mari:a und Josef'. 'Mara Josef' [unverständlich *2*] „Was? Ja, ich versteh schon was du sagst, ich versteh nicht was es bedeutet!“.“
Oksana

Andere Befragte interpretieren längeres Nachsinnen nach Worten, wie Oksana, als Sprachdefizit und mangelnde Sprachkenntnisse. Das Empfinden geht soweit, dass „Halbsprachen“ nicht nur als Verunstaltung einer „reinen Sprache“ gesehen werden, sondern dass Befragte glauben, sie hätten keine „wahre“ Erstsprache:

„{**Naja** [lacht]} ich=eh d# *3* {ah: [singend]} ja ich/ es [Deutsch; Anmerkung LH] is=n gutes Werkzeug. Also, Werkzeug, im Endeffekt ich hab, zum Beispiel, die anderen Sprachen, also, Englisch und Französisch auch aus Deutsch heraus gelernt und nicht aus russisch heraus. Also quasi aus der ersten Fremdsprache die anderen zwei dann irgendwie gelernt. Also mittlerweile kann ich nicht mehr sagen, dass es ne Fremdsprache mehr is. Aber teilweise merk ich schon, dass ich teilweise irgendwie länger überleg oder so. Aber es is eh schon so automatisiert, dass eh wurscht is. Es geht eh, hab kein Problem mit Deutsch, mh: es is=n gutes Werkzeug, find ich.“
Katja

„Es gibt schon manchmal so/ oh ahm, wir sind zwar beide Muttersprachler oder so aber/ es heißt ja normalerweise die Muttersprache verlernt man nich. Oder meistens irgendwie. Aber auf jeden Fall hab ich manchmal so das Gefühl, dass nichts von beiden so meine Muttersprache is, weil weil weil mir dann Worte fehl=n, weil mir dann irgendwie so völlig, {völlig [lacht]}, völlig irgendwie, so verwirrt bin. So ne, ne, ne, ne. Das war jetz, das war jetz ein deutscher Satz auf Russisch. {Scheiße [lacht]}.“
Anna

Die Perspektive auf Sprache als ein homogenes, in sich geschlossenes Sprachsystem hat sich als kulturelle Annahme etabliert. Sprachen sind standardisiert – alles, was von der Standardisierung abweicht ist sozial markiert. Schließlich werden Sprachen als Besitz wahrgenommen. Gal hat festgehalten, dass solche Konzepte von Sprachen Eigenheiten entwickelt haben, nämlich die essentielle Funktion die Welt zu benennen oder den Monolingualismus als natürlichen Zustand für eine Person zu betrachten. Sprachen gelten nur dann als Sprachen und werden als solche akzeptiert, wenn sie verschriftlicht sind, eine „eigene“ Literatur und Normen der Korrektheit aufweisen. Diese Konzepte von Sprachen sind keine Klischeés, denn sie werden als Basis politischer und wissenschaftlicher Theorien verwendet und haben enormen Einfluss. (Gal 2006: 15) Wie Menschen zu sozialen Subjekten

gemacht werden und auf welche Art und Weise sie in gesellschaftliche Machtbeziehungen eingebunden werden, sehen wir, per exemplum, an Praktiken der Interpellation, bei der durch sprachliche Anrufung Menschen zu ideologischen Subjekten transformiert werden. Oder auch an ethnischen Zuschreibungen, die in gewissen Machtbeziehungen zu Feinbildern instrumentalisiert werden können. Dies ist vor allem durch das vorherrschende Konzept von Sprache möglich. Damit Anrufungen wie „AusländerIn“ eineN EinzelneN zu einem ideologischen Subjekt transformieren können, ist einerseits eine Sprachideologie nötig, die an Standardisierungen und sozial markierten Abweichungen von einem Standard festhält. Zum anderen bedarf es dazu einer Sprachideologie, die eine gewisse Sprache mit einer Gemeinschaft, nämlich einem Nationalstaat verbindet. In Österreich wird seit einigen Jahren in unterschiedlicher Intensität ein sprachnationaler Diskurs geführt (vgl. Wodak et al. 1998; de Cillia/ Wodak 2006). Vor allem in halböffentlichen und quasiprivaten Interaktionen werden immer wieder kulturelle und sprachliche Elemente als identitätsstiftende Gemeinsamkeiten genannt. Die deutsche Sprache hat nach wie vor eine besonders wichtige Rolle für das nationale Selbstverständnis der ÖsterreicherInnen. (de Cillia/ Wodak 2006: 83ff) Diesem Umstand wird immer wieder in gesetzlichen Regelung Rechnung getragen, wie, ganz aktuell im Herbst 2009, der Nationale Aktionsplan Integration des Bundesministeriums für Inneres mit einer Erhöhung des Sprachniveaus für in Österreich lebende MigrantInnen und mit der Verpflichtung von Drittstaatsangehörigen zum Spracherwerb im Herkunftsland veranschaulicht (www.standard.at).

Sprachideologien sind nicht bloß mit Sprache verbunden, sondern verknüpft mit dem Selbst, Ästhetik oder Moral. Durch diese Verbindung stärken Sprachideologien zum einen die linguistischen Formen und zum anderen die Auffassungen von Personen und sozialen Gruppen, sozialen Institutionen, religiösen Ritualen, Sozialisation, gender-Beziehungen oder Gesetzen. (Woolard 1998: 3) Sprachideologien haben daher auch eine immense Wirkung auf die Konstruktion des Selbst. Vorstellungen, wie etwa jene von Monolingualismus, das Verfügen über eine Muttersprache oder auch das Bedürfnis das Selbst mittels der Erstsprache eindeutig einer Ethnizität zuzuordnen zu wollen, formen unsere gedanklichen und sozialen Räume, in denen wir auch unser Selbst entwerfen und darstellen. Die Schwierigkeiten, die bei manchen Befragten auftauchen, wenn sie versuchen ihr Selbst mittels ihrer Hauptsprachen Deutsch und Russisch einer Ethnizität zuzuordnen, verdeutlicht diesen Umstand. Weder Eindeutigkeiten, noch ethnische, nationale oder kulturelle Zugehörigkeiten sind natürlich gegeben, sondern bedürfen linguistischen und kommunikativen Konstruktionsleistungen, deren Rahmen Sprachideologien darstellen. Am Beispiel der Selbst-Konstruktionen vieler MigrantInnen kann man erkennen, dass Konzepte von Sprachen, sozialen Gemeinschaften und einem damit verbundenen Selbst obsolet und nicht mehr anwendbar geworden sind.

Sprachideologien betreffen weiter auch die soziale Positionierung eines einzelnen oder einer einzelnen in einer Gesellschaft. Wie wir in vielen Berichten von Befragten sehen konnten, werden in alltäglichen Interaktionen oftmals stereotype Fremddeskriptionen vorgenommen, die herabwürdigend und statuserniedrigend sind. Trotz einer hohen sozialen Position, die durch Beruf, Ausbildung, Lebensstil und weiteren Faktoren gegeben ist, erfahren von Herabsetzungen Betroffene nicht die Anerkennung, die ihnen als Person, als AngestellteR oder MitbürgerIn gebührt. Mithilfe von Praktiken, wie die der Feststellung und Bewertung von einer Standardsprache, wird die Machtstellung einer Person gegenüber einer anderen behauptet. Die Praktiken selbst sind in Sprachideologien eingebettet und erfahren ihre Legitimation aus diesen Sprachideologien. Die Frage nach Fairness, wenn andere auf Statuspositionen in Hierarchien verwiesen werden, ist in diesem Machtkampf sekundär. Es gelten die Regeln des sprachlichen Marktes und des Kapitals, das zur Verfügung steht und das anerkannt wird. Ferner erscheint die Antwort auf die Frage, welche politischen und sozialen Auffassungen hinter solchen Machtpositionierungen und ihrer Legitimierung steht, äußerst interessant, kann hier aber nicht gegeben werden.

Fest steht, dass Fremdzuschreibungen, wie sie hier beschrieben worden sind, einem Selbst nur eingeschränkten Raum zur Entfaltung geben. Jede individuelle Selbst-Darstellung läuft Gefahr angegriffen zu werden. Weiter erfährt eine Person für ihr Selbst oftmals nicht jene Anerkennung, die ihr gebührt, und muss sich als nicht gleichgestellt in einer Gesellschaft erleben. Menschen, die in Russland oder der Ukraine geboren worden sind und heute in Österreich leben, konstituieren ihr Selbst innerhalb dieser Machträume, in denen Sprache eine bedeutende Rolle zur Machtdistribution und sozialen Positionierung spielt. In ihnen stellen sie ihr Selbst dar, müssen es aushandeln und Anerkennung suchen. Sprache ist dazu ein essentielles Mittel. Schließlich erinnert uns Vološinov: „A word in the mouth of a particular individual person is a product of the living interaction of social forces“ (Vološinov 1994: 58).

5. Resümee

In der Moderne hat sich die Vorstellung vom Selbst zu einem nachhaltigen Konstrukt in den Köpfen der Menschen gewandelt, sodass es fast ontologischen Charakter bekommen hat. Menschen betrachten sich als das Eigentum ihrer eigenen Person und nicht als Teil einer komplexen Gesellschaft. Diese Auffassung des Selbst ist jedoch noch sehr jung.

Die Ausdifferenzierung der westlichen Gesellschaft in spezialisierte Institutionsbereiche ist mit tiefgreifenden Veränderungen für den/ die Einzelne verbunden gewesen. Eine einheitlich verbindliche und verbindende gesellschaftliche Weltsicht hat sich aufgelöst. Stattdessen steht die hochentwickelte Arbeitsteilung, Spezialisierung und Bürokratisierung politischer und ökonomischer Entscheidungsprozesse einer starken innergesellschaftlichen Unterschiedlichkeit gegenüber. Die Folge ist, dass der Rahmen für die Bildung eines Selbst sowohl geschichtlich veränderlich, als auch sozial ungleich ist. Es gibt individuelle und strukturell bestimmte Ungleichheiten bezüglich der Orientierung in der Sozialwelt, im Gesellschaftsbild, in der Auffassung von sich und anderen. Das bedeutet daher, dass neben der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung, der Individualisierung und der Vervielfältigung der Wahlmöglichkeiten für das Selbst und die Biografie, sozialstrukturelle Determinanten erhalten bleiben. Die soziale Schicht und die damit verfügbaren Ressourcen und Kapitale sind wesentliche Faktoren für die Gestaltung des Lebens und des Selbst.

Das Selbst ist in zweierlei Hinsicht ein ideelles Konzept: Erstens wird es je nach Gesellschaft und ihrer Struktur verschieden aufgefasst und definiert. Zweitens wird es immer im Zusammenwirken von gesellschaftlichen Ansprüchen und persönlichen Bedürfnissen konstituiert. Es liegt an der einzelnen Person und ihrer Umwelt ein sinnvolles Selbst zu konstruieren, wobei die Komplexität, die aus der Summe verschiedenster Teilsysteme entsteht, in Eigenleistung reduziert werden muss. Einerseits steht einzelnen Personen ein Spektrum an Orientierungsmöglichkeiten zur Verfügung, das noch vor einigen hundert Jahren unvorstellbar gewesen wäre. Andererseits ist damit auch für den/ die EinzelneN der Druck verbunden die jeweiligen gesellschaftlichen Lebenswelten sinnvoll miteinander zu verknüpfen. Die Konstituierung eines Selbst ist ein ständiger Prozess. Werte, Normen und Handlungsanforderungen der verschiedenen gesellschaftlichen Teilsysteme, in denen Personen Mitglieder sind, müssen in steter Arbeit zu einem Patchwork verbunden werden. Aus vorhandenen Lebensstilen, Sinnelementen und verfügbarem Kapital werden Teilselbste in einer lebhaften Konstruktion eines Selbst geschaffen. Teilselbste ermöglichen zum einen eine Stabilität gegenüber Enttäuschungen und Krisen. Zum anderen erhöht die Anerkennung vieler Selbste als Teile des eigenen Selbst-Systems die adaptive Fähigkeit mit vielfältigen und neuen Situationen umzugehen. Jenseits eines einheitlichen Selbst ist reiche Entfaltung und Erweiterung der Ressourcen zur Lebensbewältigung möglich. Dies zeigt sich deutlich in der

situativen Annahme eines Selbst von Menschen, die in Russland oder der Ukraine geboren sind und heute in Wien leben. Je nach Situation wird eines ihrer Teilselbste übergestülpt. Im "Chamäleon Style" wechseln sie zwischen einer nationalen Zugehörigkeit, einer ethnischen Selbstperzeption und der Identifikation mit sprachlichen Peer-Groups und machen die wechselnden, vielseitigen Ansprüche des Alltags in geschickter Weise bewältigbar. Subjekte moderner Gesellschaften sind daher Subjekte, die sich in der Pluralisierung der Gesellschaft, in den verschiedenen Sinn- und Wertesystemen und den teils sprunghaften Veränderungsprozessen bewegen können ohne zerrissen zu werden. Es handelt sich um Subjekte, die in ihren Lebensgewohnheiten und Lebenspraxen die gesellschaftlichen Dynamiken aktiv im Sinne ihrer Wünsche und Bedürfnisse versuchen mitzugestalten. Das Konzept der Teilselbste ist trotz oder gerade wegen seiner Freiheiten aber nicht zu unterschätzen, da es hohe Ansprüche an Personen stellt. Die Herstellung von Kohärenz und Kontinuität ist krisenträchtig und anstrengend. Besonders schwierig wird es, wenn die gesellschaftlichen Bedingungen für den Menschen zerstörerisch wirken und die soziale Anerkennung als wertvolles und nützliches Mitglied der Gesellschaft ausbleibt. Die Möglichkeiten das Selbst zu gestalten hängen schließlich auch von sozialen und individuellen Ressourcen einer Person und von den sozialen Machtverhältnissen in der Gesellschaft ab. Das Selbst ist ein Projekt, das versucht ein individuell gewünschtes und notwendiges „Gefühl eines Selbst“ zu erzeugen. Voraussetzung dafür sind soziale Anerkennung und Zugehörigkeit zu einer sozialen Gemeinschaft.

Sprache ist bei der Konstruktion des Selbst ein wesentliches Instrument. Sie ist nicht nur das zentrale Mittel der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit und das Hauptmedium der Vermittlung gesellschaftlich konstruierter Wirklichkeit. Sondern sie stellt auch die subjektive und intersubjektive Bedingung für die Weltorientierung und die Entwicklung des Selbst dar. Um die Übertragung von Bedeutung zu gewährleisten, erfüllt Sprache verschiedene Funktionen. Durch die *phatische Funktion* etwa können aus der Fülle der individuellen Sprachstile, Repertoires, Phonologie, Intonation oder Akzent Schlüsse auf den inneren Zustand, das Selbst und den sozialen Hintergrund der Sprechenden Person gezogen werden. Sprechende werden in einer Sozialstruktur verortet, indem sie anhand sprachlicher Mittel identifiziert und ihre Solidarität sowie soziale Beziehungen verdeutlicht, differenziert und von anderen Beziehungen abgegrenzt werden. Es ist also nicht Sprache an sich, die in die Prozesse der Entwicklung des Selbst eingeht, sondern eine bestimmte Version der Sprache. Effekte der phatischen Funktion äußern sich bei den Befragten darin, dass sie anhand ihres Akzents als Fremde und als Mitglied einer Out-Group außerhalb der In-Group der ÖsterreicherInnen verortet werden. Wie wir gesehen haben, reichen die Zuschreibungen anhand der individuellen Sprachstile noch viel weiter. Die Anrufungen "AusländerIn" oder

"Piefke" dienen der Herabwürdigung des Selbst und der Herabsetzung des sozialen Status der Angerufenen. Eine weitere Konsequenz ist die Differenzierung einer Gesellschaft in ungleiche Gruppen. Hier sind das die Gruppe der "AusländerInnen" und der "ÖsterreicherInnen".

Ferner verweisen sprachliche Zeichen auf affektive Zustände, das Selbst und die biografische Lage der Sprechenden Person. Das heißt, Sprache ist *indikativ*, sodass Sprechstile, linguistische Repertoires oder prosodische Merkmale zu Zeichen für das Selbst der Sprechenden werden. Die Darstellung des Selbst ist also in hohem Maße abhängig von sprachlichen Mitteln. Diese allgemeinen Funktionen von Sprache sind wesentliche Elemente der konkreten Funktionen der russischen und deutschen Sprache für die Selbst-Konstruktion der in Russland und der Ukraine geborenen Befragten.

Um die Frage nach der Rolle und den Funktionen der russischen und der deutschen Sprache in der Selbst-Konstruktion nach der Migration von Personen, die in Russland und in der Ukraine geboren sind und heute in Wien leben, beantworten zu können, sind von Juli bis Oktober 2009 zehn Interviews mit zehn Personen geführt worden. Die in Russland oder der Ukraine geborenen Befragten leben seit mindestens einem Jahr und länger in Wien. Alle haben Russisch zur Muttersprache und beherrschen Deutsch als Zweitsprache oder erste Fremdsprache. Einige Befragte sind bilingual erzogen worden und schätzen sich auch heute als bilinguale SprecherInnen ein. Zur Erhebung ist das problemzentrierte Interview von Witzel (vgl. Witzel 1985) gewählt worden, da es durch seine Verbindung eines lockeren Leitfadens, der Möglichkeit zum freien Erzählen und eines Kurzfragebogens für die vorliegende Forschung die optimale Methode zur Erkenntniserhebung darstellt. Die Auswertung der zehn Interviews ist mittels zweier Verfahren erfolgt: Zum einen mit der Feinanalyse nach Froschauer und Lueger (vgl. Froschauer/ Lueger 2003) und zum anderen mit der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (vgl. Mayring 2000; Ulich et al. 1985). Die Kombination der beiden Methoden erlaubt eine Erkenntnisgenerierung auf manifester und latenter Ebene und somit die Beantwortung der, auf beiden Ebenen angesiedelten Forschungsfrage.

In der Analyse haben sich drei essentielle Funktionen von Sprache herauskristallisiert: Die Sprache als Kapital, die Sprache als „Wurzel“ und die Sprache als ethnische Zuschreibung.

1. Die Funktion von Sprache als Kapital bezieht sich vor allem auf die Russisch-Sprachkenntnisse der Befragten. Sprachenkenntnisse und kulturelle Kenntnisse sind inkorporiertes kulturelles Kapital, das seine TrägerInnen nicht nur von einer Masse abhebt, sondern auch mit einer gewissen Macht ausstattet. Diese Macht verdeutlicht sich einerseits im Potential des Kapitals, andererseits in situativer Kontrolle. Die Versicherung zu haben jederzeit auf Kapital, sei es soziales im Sinne von Netzwerken

in Russland oder der Ukraine oder kulturelles im Sinne von Sprachenkenntnissen, zurückgreifen zu können, hebt den Selbstwert und die Geltung des Selbst. In konkreten Situationen, in denen von den eigenen Kenntnissen profitiert werden kann, wird nicht nur Macht hergestellt, sondern auch die eigene soziale Position gestärkt. In Folge wird die russische Sprache als eine Identifikationsfolie bezogen, da sie als kulturelles Kapital den Selbstwert hebt und als Fähigkeiten und Kenntnisse von anderen positiv anerkannt wird.

Der Wert des Kapitals kann allerdings nicht immer geltend gemacht werden. Eine Wertminderung tritt zum einen dann ein, wenn die Sprache nicht mehr in genügendem Maß beherrscht wird. Zum anderen ist die Geltung des Kapitals und infolge dessen der soziale Rang seines Trägers oder seiner Trägerin von der Anerkennung des Kapitals abhängig. Eine Aberkennung erfolgt etwa durch herabsetzende Statuszuschreibungen, wie sie MigrantInnen häufig erfahren. So gelten muttersprachliche Russischkenntnisse im Sinne inkorporierten kulturellen Kapitals in erster Linie für alle SprecherInnen eines akzentfreien Deutsch als Kapital und werden meistens nur von diesen als Steigerung des Selbstwerts erlebt. Personen, welche die deutsche Sprache nicht als Erstsprache verwenden oder deren Deutsch einen „ausländischen“ Akzent trägt, wird der Wert des Sprachkapitals nicht anerkannt. Stattdessen erfolgt eine Zuschreibung zu der stigmatisierten Gruppe der „AusländerInnen“.

Es muss erwähnt werden, dass für die soziale Positionierung der MigrantInnen alle drei Kapitalsorten höchst relevant sind. Allein der Blick auf das ökonomische Kapital zeigt, dass es für Personen mit Migrationshintergrund im Bezug auf die Wahrscheinlichkeit der Akkumulation anderer Kapitalsorten besonders signifikant ist. Ferner macht das dauerhafte Verfügen über mehr oder weniger institutionelle Netzwerke gegenseitigen Kennens und Anerkennens einen essentiellen Teil der Konstitution eines Selbst aus, wodurch sich die Bedeutung des sozialen Kapitals erhöht. In einigen Interviews hat sich deutlich abgezeichnet, dass besonders fehlende Kontakte oder überwiegender Kontakt mit MigrantInnen und Mangel an Umgang mit ÖsterreicherInnen Menschen aus Russland und der Ukraine sozial isoliert und in weiterer Folge an ihrem Selbst zweifeln lässt. Integration ist somit nicht die alleinige Angelegenheit von MigrantInnen, sondern auch die Aufgabe der ÖsterreicherInnen, sprich der gesamten Gesellschaft.

2. Sowohl die deutsche als auch die russische Sprache fungieren als „Verwurzelung“. Anhand einer Sprache selbst und einzelner sprachlicher Elemente wird eine Verbindung zu und eine Orientierung an einer Vergangenheit hergestellt, die als

unentbehrliche Basis für ein Zurechtfinden und ein sinnvolles Einordnen des Selbst in der Zukunft dient. Diese Verbindung bezieht sich vor allem auf Familie, Freunde, Freundinnen und damit einhergehend auf eine biografische Vergangenheit sowie auf einen nationalen und kulturellen Hintergrund.

Russisch spielt eine besondere Rolle als Familiensprache, genauer gesagt als *lingua franca* in der Familie. Vor dem Migrationshintergrund können Sprachenkenntnisse und Niveaus der Sprachbeherrschung in Deutsch in der Familie oder im Freundeskreis auseinanderklaffen, sodass die mehr oder weniger allen bekannte russische Sprache die einzige Sprache zur Kommunikation darstellt. Aus diesem Grund bestehen bei den Befragten der starke Wunsch und das besondere Bedürfnis nach dem Erhalt der russischen Sprache. Über die zwischenmenschliche Verbindung mit Familie und FreundInnen hinaus, erhält Russisch seine verwurzelnde Funktion als Konnex zwischen den Generationen und den Zeiträumen. Damit ist die Rolle der russischen Sprache als Kommunikationsmittel zwischen den Generationen gemeint, wodurch einerseits der Erhalt intrafamiliärer Beziehungen zu Familienmitgliedern und andererseits die Tradierung einer Familiengeschichte gewährleistet werden kann. Ferner sind russisch, wie auch deutsch durch ihre Indikativität für die Selbstdarstellung in Kommunikationen zwischen Familienmitgliedern und FreundInnen relevant. Das Wechseln der Sprache, in der üblicherweise gesprochen wird und in der Personen einander kennen, wirkt befremdlich und distanzierend. Das Selbst kann den eigenen Bedürfnissen unter Umständen nicht mehr getreu dargestellt werden und bietet dem vertrauten Gegenüber nicht den gewohnten Halt. Die „Verwurzelung“ in einer biografischen Vergangenheit betrifft vor allem jene Personen, die in der Jugend oder im Erwachsenenalter nach Österreich gezogen sind. Die russische Sprache selbst, der Austausch in Russisch und darüber hinaus der Kontakt mit „alten Bekannten“ oder das Wiedersehen mit der Familie stellt eine Verbindung mit der Vergangenheit, sprich mit dem Lebensabschnitt vor der Migration nach Österreich und einem Teil des Selbst dar. Aber auch mit Deutsch werden die bisher im Land gemachten Erfahrungen verknüpft und als positive oder auch negative Identifikationsfolie verwendet.

Schließlich hat die russische Sprache die Funktion einer „Verwurzelung“ in einem nationalen und kulturellen Hintergrund. Eine Gemeinschaft präsentiert, stabilisiert und legitimisiert sich durch materielle Artefakte, Geschichten und Traditionen, die Personen wiederum zur Identifikation dienen. Konkret heißt das, dass Personen, die in Jugendjahren oder im Erwachsenenalter aus Russland und der Ukraine emigrierten, die russische oder ukrainische Geschichtsschreibung, kulturelle Artefakte oder Traditionen aus dem russischen oder ukrainischen Raum als ihre Wurzeln ansehen. Sie

identifizieren sich mit einem Kulturraum, der mit anderen Personen mit Wissen und Kenntnissen über eben diesen Raum geteilt wird. Damit haben wir uns der nächsten Funktion von Sprache angenähert.

3. Die Funktion der Sprache als ethnische Selbstskription und Fremdeskription erweist sich als besonders aufschlussreich. Ethnische Askriptionen erfolgen vor allem am russischen und ukrainischen Sprach- und Kulturraum. Der Sprachgebrauch von russisch und deutsch sowie die jeweiligen Sprachkompetenzen werden als Indiz für eine ethnische Zugehörigkeit funktionalisiert. Begriffe, wie Nation, Ethnie und Kultur oder auch die Idee einer gemeinsamen nationalen Sprache betreten die Bühne. Entgegen eines vermeintlich ontologischen Charakters dieser Begrifflichkeiten und Konzepte, erweisen sie sich als historisch gewachsen sowie gesellschaftlich und politisch konstruiert. Ethnizität und Kultur vermögen weder Persönlichkeitsmerkmale, Lebensauffassungen oder Handlungsvorstellungen, noch Traditionen, Lebensumstände oder Formen der Strukturierung von Beziehungen einer Person oder gar einer generalisierten Menge zu bestimmen. Das Bewahren von Vorstellungen einer Nation, die sich durch kulturelle und ethnische Merkmale sowie durch eine eigene Sprache auszeichnet, muss daher kritisch und hinsichtlich ihrer Funktion betrachtet werden. Als sogenannte Sprachnationen, sprich Staaten, die eine „nationale Identität“ auf Basis einer Sprache konstruieren, können die meisten Staaten Europas angesehen werden. Ihr Kennzeichen ist als Folge der nationalstaatlichen Entwicklung seit dem 19. Jahrhundert ein monolinguales Selbstverständnis.

Ethnische Selbstzuschreibungen können somit nur situativ gewählt und als die leere Hülle einer Idee verstanden werden, in die man zur Identifikation hineinschlüpfen kann. Als positive Identifikationsfolie dient die ethnische Zuschreibung mittels Sprache, wie erwähnt, der „Verwurzelung“ und der Herstellung einer Geschichte des Selbst im Anschluss an die Geschichte der Familie. Ferner erhöht sich durch die ethnisierende Selbstdarstellung, sprich mit einer festen Bindung an die russische Sprache und an die russische oder ukrainische Kultur und Gesellschaft, der Wert des sozialen und kulturellen Kapitals. Neben diesen positiven Effekten der ethnischen Selbstskription, stiften Konzepte von Ethnizität, Kultur und Sprache, die zur Selbstzuschreibung herangezogen werden, aber Uneinigkeit und Verwirrung. Für Menschen mit Migrationshintergrund haben sie den Zweck als Einbettung und Orientierungsrahmen für ein Selbst verloren, da weder Monolingualität noch Eindeutigkeit in kultureller oder ethnischer Zugehörigkeit gegeben ist. In diesen Fällen zeigt sich eine situative Zuschreibung des Selbst zu sozialen Gruppen als besonders

effektiv.

Ethnische Fremdzuschreibungen werden vor allem anhand von nicht-deutschen Sprachen und sprachlichen Varietäten der deutschen Sprache vorgenommen. Auf Basis des Akzents im Deutschen erfolgen eine Attribution von vermeintlichen Gruppeneigenschaften und eine Differenzierung in In-Groups und Out-Groups einer Gesellschaft, das heißt eine Trennung von „Eigene“ und „Fremde“. Eine solche Wahrnehmung ist zumeist mit strukturellen Fremdstereotypen und Feindbilder verbunden. Fremdzuschreibungen äußern sich in Benennungen von Menschen, die vielseitig sind und von „Piefke“ bis „Ausländer“ und „Ausländerin“ reichen. Varietäten eines „Standarddeutsch“ werden registriert und ihre SprecherInnen, einhergehend mit den stereotypen Attributionen von Eigenschaften an „AusländerInnen“, einem sozialen und gesellschaftlichen Status zugeordnet. Diese Zuschreibungen sind nur zu oft weit entfernt von dem Wissen, den Kenntnissen und den erbrachten Leistungen der Personen und ihrem rechtmäßigen Status. Schlussendlich sind sie beleidigend und herabwürdigend. In den Benennungen „Ausländer“ und „Ausländerin“ sind implizite Normen, Werte und Erwartungen von Bezeichnenden gegenüber den Bezeichneten enthalten. Diese reichen von der Anerkennung der Legitimität einer deutschen Standardsprache und dem Bestreben ihr zu entsprechen über die Dankbarkeit dafür in Österreich leben zu können bis hin zu einem „gehorsamen“ Auftreten. Teilweise erkennen Betroffene die Praktiken, dennoch bleibt ihnen die Auseinandersetzung mit der Zuschreibung nicht erspart, sodass sie sich zwischen einem Abwägen des Wahrheitsgehaltes der Bezeichnung und deren Bedeutung für das eigene Selbst, dem Abwehren der ungerechtfertigten Zuschreibungen und der psychisch emotionalen Verarbeitung dieser Praktiken bewegen. Die Folgen können eine Internalisierung der Zuschreibungen und eine Anpassung an das vorgeworfene Bild des „Ausländers“ oder der „Ausländerin“, subversive Strategien gegen Askriptionen, eine völlige Abwendung von der machtausübenden Mehrheit oder Mischungen daraus sein.

Hinter den Funktionen von Sprache stehen Sprachideologien. Die in Österreich vorherrschende Sprachideologie begreift Sprache, sprich deutsch als ein homogenes, in sich geschlossenes Sprachsystem. Die deutsche Sprache ist standardisiert und alle Abweichungen von der Standardisierung sind sozial markiert. Diese Konzepte von Deutsch in Österreich und von anderen Sprachen in weiten Teilen Europas sind keine Klischées, sondern stellen die Basis politischer und wissenschaftlicher Theorien dar.

Die große Wirkung von dieser Sprachideologie wird an der Transformation von Personen zu sozialen Subjekten, an ethnischen Zuschreibungen, die zu Feindbildern stereotypisiert werden

können, sowie an ihrer Einbindung in gesellschaftliche Machtbeziehungen sichtbar. Damit Anrufungen, wie „AusländerIn“ eineN EinzelneN zu einem ideologischen Subjekt machen, ist einerseits eine Sprachideologie nötig, die an Standardisierungen und sozial markierten Abweichungen vom Standard festhält. Zum anderen bedarf es dazu einer Sprachideologie, die eine gewisse Sprache mit einer Gemeinschaft, nämlich einem Nationalstaat verbindet. In Österreich wird seit einigen Jahren in unterschiedlicher Intensität ein sprachnationaler Diskurs geführt. So werden in halböffentlichen und quasiprivaten Interaktionen immer wieder kulturelle und sprachliche Elemente als identitätsstiftende Gemeinsamkeiten genannt.

Schließlich haben Sprachideologien immense Wirkung auf die Konstruktion des Selbst. Vorstellungen, wie etwa jene von Monolingualismus, das Verfügen über eine Muttersprache oder auch das Bedürfnis das Selbst mittels der Erstsprache eindeutig einer Ethnizität zuzuordnen zu wollen, formen unsere gedanklichen und sozialen Räume, in denen wir auch unser Selbst entwerfen und darstellen. Diese fallen in einer globalisierten und individualisierten Welt leicht Inkonsistenzen anheim. Trotzdem sich Konzepte der Nation, Ethnizität und Kultur prinzipiell als obsolet und ungeeignet herausstellen, bleiben sie in Ermangelung sinnvoller und zweckerfüllender Alternativen dennoch situativ gebräuchliche Identifikationsfolien.

6. Резюме

Язык и «я»: роль и функции русского и немецкого языков в конструкции собственной личности на примере мигрантов из России и Украины в Вене

В нынешнее время представление о собственной личности стало настолько же продолжительным конструктом в голове человека, что оно начало принимать онтологическое свойство. При этом человек считает себя своей собственностью, а не частью комплексно построенного общества. Такое восприятие своей собственной личности получило свое развитие сравнительно недавно.

Дифференцирование западного общества в специализированные институциональные сферы было связано с основательными изменениями для каждого человека в отдельности. Единообразное мировоззрение, которое обязывающим характером могло держать общество вместе, распалось. Вместо того жизненный мир знаменуется высокоразвитыми разделением труда, специализацией и бюрократизацией политических и экономических процессов принятия решений внутриобщественными различиями, затрагивающими и образ жизни, и цели в жизни. В качестве результата вышесказанного можно отметить то, что сама структура образования личности способна подвергаться как историческим, так и социальным изменениям. Что касается ориентации в социальном мире, в обществе, а так же в восприятии самого себя и

других, то здесь можно выделить как определенные индивидуальные, так и структурные неравенства. Это означает, что с общественной дифференциацией, индивидуализацией и увеличением возможностей выбора в жизни и в конструкции собственной личности детерминанты из социальных структур никогда не потеряют своего значения. Социальный слой, а именно ресурсы и капитал, которые находятся в распоряжении представителя определенного социального слоя, являются значительными критериями для жизнестроительства и конструкции «я».

По двум причинам собственная личность является идейным концептом. Во-первых, понимание собственной личности зависит от общества и его социальной структуры. Во-вторых, «я» всегда создается во взаимодействии общественных претензий и личных потребностей. Следовательно, каждый человек должен заниматься конструкцией собственной личности, принимая во внимание свои желания и запросы окружающего мира и сокращая комплексность отдельных социальных систем. С одной стороны человек располагает многообразием возможностей выбора и ориентации, которое было просто невообразимо сто лет тому назад. С другой стороны многообразие возможностей выбора сопровождается оказываемое на индивидуума давление, связанное с рациональным соединением различных жизненных пространств. Становление собственной личности — постоянный процесс. Ценности, нормы и способы действия разных общественных систем, чьим представителем является человек, необходимо объединить в постоянной работе в так называемую мозаичную личность. Из существующих образов жизни и смысловых элементов, имеющихся в распоряжении, могут возникать частичные личности, представляющие собой части конструкции собственной личности. Кроме того признание многих «я» как частей собственноличностной системы повышает адаптационную способность в конфронтации с различными новыми ситуациями и следовательно стабильность личности. Внутри единой собственной личности возможно раскрытие и увеличение ресурсов для успешного существования. Это обстоятельство проявляется в том, как живущие в Вене мигранты из России и Украины представляют свою собственную личность в зависимости от ситуации. Они могут быть подвергнуты изменению одного из их личностных аспектов. В «стиле хамелеона» мигранты способны изменять национальную принадлежность, этническое самовосприятие и идентификацию с языковыми сообществами. Таким образом, опрошенные из России и Украины могут справляться с переменными, разносторонними требованиями ежедневной жизни.

Человек нового времени является субъектом, которому удается существовать, несмотря на расслоение общества в различных ценностных системах и связанных с ними преобразовательных процессах. Речь идет о субъектах, старающихся активно

образовывать социальную динамику общества в соответствии с личными желаниями и потребностями при помощи созидания жизненных привычек и практик. Идею частичных личностей нельзя недооценивать только из-за свободолюбия самого концепта, так как она предъявляет высокие требования к человеку. Установление когерентности и непрерывности связано с риском и усилиями. Особенно сложно становится в том случае, когда общественные условия имеют разрушительное воздействие на человека, и социальное признание человека в качестве ценного и полезного члена общества отсутствует. В конце концов возможности создать и образовать собственную личность зависят как от личных и социальных ресурсов одного человека, так и от социальных и государственных соотношений сил определенного общества. «Я» - это проект, в котором можно вызвать индивидуально желанное и необходимое «чувство собственной личности». Предпосылками для этого являются социальное признание и принадлежность к какому-либо сообществу. Как мы уже наблюдали, общества в новом времени не могут предлагать устойчивые модели для конструкции собственной личности. За неимением таких моделей употребляются разные идентификации. Ежедневная работа над «я» имеет целью основать чувство когерентности и непрерывности различных частичных личностей. Кроме того работа над «я» происходит всегда в определенно-властном пространстве и находится в зависимости от ресурсов капитала и признании.

Язык оказывается важным прибором для конструкции собственной личности. Он не только способ общественной конструкции действительности и главное средство для передачи общественно созданной действительности. Сверх этого он служит субъективным и интерсубъективным условием для ориентации в мире и для развития собственной личности. Чтобы обеспечить передачу смысла, язык должен выполнять различные функции. В связи с этим необходимо подчеркнуть *фатическую функцию* языков: посредством стиля речи, языкового репертуара, фонологии, интонации и акцента делаются выводы о внутреннем положении говорящего человека, его «я» и социальном происхождении. Говорящие располагаются в социальной структуре общества, где они идентифицируются при помощи языковых средств, поясняется и различается солидарности и социальные связи, обособленно от других взаимоотношений. То есть, не сам язык влияет на процессы развития собственной личности, а определенная разновидность языка. В контексте данной работы результаты фатической функции можно ясно наблюдать в том, что мигранты из Украины и России из-за акцента считаются чужими и членами «группы отверженных», находящихся вне «группы равных». Дифференциация группы производится посредством «стандартного немецкого языка без акцента» и «немецкого языка с иностранным акцентом».

Как мы уже видели, последствия идентификации посредством стиля языка простираются намного дальше. Обращения «Ausländer», «Ausländerin¹³» или «Piefke¹⁴» служат оскорблением достоинства собственной личности и умалением социального статуса называемого человека. Кроме того такие обращения влекут за собой последствия дифференцирования общества в неравных группах, как, например, в данном исследовании, в группах «Ausländer» и «Ausländerinnen» и «австрийцев».

Дополнительной функцией каждого языка является символизация аффективного состояния, собственной личности и биографического положения. То есть, языки имеют *обозначающую функцию*, так что стиль речи, лингвистические репертуары или конфигуративные признаки превращаются в символы «я» говорящего. Следовательно, представление собственной личности в значительной степени зависит от языковых средств. Две общие функции языка, которые были изложены здесь, составляют конкретные функции русского и немецкого языка в конструкции собственной личности опрошенных из Украины и России.

Цель данного исследования — понять *роль и функции русского и немецкого языков* в конструкции собственной личности на примере мигрантов из России и Украины в Вене. С июля по октябрь 2009г. удалось провести десять интервью с десятью людьми, которые родились в России или в Украине и теперь живут в Вене, по крайней мере, с год или дольше. Родным языком всех опрошенных является русский, второй язык или первый иностранный язык - немецкий. Некоторые хорошо владеют обоими языками и поэтому считают себя двуязычными.

Для сбора информации применялся специфический вариант интервью Вицеля (Вицель 1985), выделяющийся сочетанием руководства интервью, свободного рассказа и краткой анкеты. После тщательной транскрипции интервью оценка данных производилась посредством двух качественных методов анализа, так называемым герменевтическим анализом и качественным анализом содержания. Комбинация этих двух методов анализа способствует пониманию латентного и явного содержания и поэтому дает более полный ответ на главный вопрос исследования.

Три существенных функции выкристаллизовались в анализе: роль языка как капитал, роль языка как корня и язык как средство этнического приписывания.

- 1.) *Функция капитала* в первую очередь относится к знанию русского языка опрошенными. Знания языков и понимание культуры являются присоединенным культурным капиталом, который не только отличает своего носителя от человеческой толпы, но и оснащает его определенной властью. Власть

¹³ Нем. «иностранец/ иностранка», отрицательная, оскорбительная коннотация

¹⁴ Нем., отрицательное обращение к человеку, описываемому немцем по языку или поведению

показывается и в потенциале капитала и во владении повседневными и необычными ситуациями. Умение воспользоваться капиталом и положиться на эту возможность, повышает как самооценку так и ценность собственной личности. Позитивный эффект, разумеется, вызывают и социальный капитал в смысле социальной сети, и культурный капитал в смысле знаний языков. В дальнейшем, в конкретных ситуациях, в которых проявляется возможность не только усилить свое властное влияние, но так же и укрепить индивидуально-социальную позицию. Русский язык является культурным капиталом, который повышает самооценку, в равной степени как он влечет за собой социальное признание. Идентификационная роль русского языка заключается в привлечении к конструкции собственной личности.

Правда ценность капитала не всегда может быть действенной. Во-первых, снижение капитальной ценности следует в случае недостаточного владения языком. Во-вторых, ценность капитала и вследствие того социальный статус носителя капитала зависят от признания капитала. Оскорбительное приписывание к несоответствующей социальной позиции, чьими жертвами мигранты часто становятся, сильно воздействует на отказ признания. Итак, знания родного языка, то есть русского, в первую очередь считают для себя присоединенным культурным капиталом только те индивидуумы, которые владеют немецким языком без акцента. При этом данный факт способствует повышению самооценки индивидуумов. В том случае, когда у человека немецкий язык не является первым языком, или в его произношении слышны «иностранный акцент», ценность языкового капитала не признают. Вместо этого его относят к стигматизированной группе чужих: «Ausländer» и «Ausländerinnen».

Необходимо признать неопровержимый факт, что социальное позиционирование зависит от всех видов капитала: социального, культурного и экономического. Особенно экономический капитал является важным фактором для мигрантов при аккумуляции других видов капитала. В дальнейшем социальный капитал играет значительную роль в конституции собственной личности, основывающейся на более или менее институционализованных социальных сетях взаимного признания. В личном интервью с опрошенными нередко выяснялось, что особенно преимущественные контакты с мигрантами и недостаток в дружественных связях с австрийцами влекут за собой изоляцию украинских и русских мигрантов и сомнения в собственной личности. Успешная интеграция, как оказалось, является не только делом мигрантов, но и задачей австрийцев, то

есть общества в своей совокупности.

2.) И русский и немецкий языки выполняют *корнеобразующую функцию*.

Посредством самого языка и языковых элементов устанавливают связи с прошлым, которые служат необходимой и незаменимой основой ориентировки собственной личности в будущем. Связи между прошлым и будущим относятся в первую очередь к семье, друзьям, биографическому прошлому и к национальным и культурным корням.

Для опрошенных русский язык имеет большое значение в качестве семейного языка, точнее, в качестве лингва франка в семье. На фоне транснациональной и языковой миграции знания языков в семье и в кругу друзей по всей вероятности не соответствуют друг другу, так что русский язык представляет собой единственное возможное средство коммуникации. По той причине опрошенные выражают желание и необходимость в сохранении знаний языка. В дополнение к этому русский язык действует как связь между поколениями и временем. Значит, на основании обозначающей функции каждого языка, и русский и немецкий языки играют значительную роль для самоизображения в коммуникации между членами семьи и друзьями. Если коммуникация между хорошо знакомыми вдруг совершается на другом языке, чем обычно, собеседники не только выражаются по-другому, но и «я» собеседника становится дистанцированным и склонно частично обретать отстраненные признаки. С одной стороны изображение собственной личности не удается в соответствии с потребностями. С другой стороны чуждое изображение «я» не может оказать собеседнику поддержку в его поведении и самоизображении. Функция языка создавать укорененность в биографическом прошлом имеет особенное значение для людей, мигрировавших в Австрию в молодые и взрослые годы. Сам русский язык, беседа на русском, контакт с друзьями и знакомыми и даже свидание с семьей являются связями с прошлым, точнее с периодом жизни перед миграцией и с частью собственной личности. Идентификацию не обязательно связывают с русским языком. Накопленный в Австрии опыт соединяют с немецким языком, так что немецкий может служить положительным или отрицательным отождествлением.

Наконец, русский язык выполняет функцию срастания с этнической, национальной и культурной основами. Определенное сообщество представляется, стабилизируется и утверждается при помощи своих истории, традиций или литературных и музыкальных произведений, которые могут служить человеку отождествления. В связи с этим в данном исследовании

оказалось, что опрошенные, которые переселились в Австрию несовершеннолетними и взрослыми, считают своими корнями русскую или украинскую историю, традиции и разные культурные произведения. Они отождествляют себя с определенным культурным пространством и национальной принадлежностью, которые они делят с другими людьми, обладающими языковыми познаниями и культурным пониманием. Тем самым мы приблизились к следующей функции языка.

3.) Третья функция языка заключается как в самоприписывании отдельных индивидуумов к определенной этнической группе, так и их определении в этнические группы другими членами общества. *Этнические аскрипции* происходят, прежде всего, из русского и украинского языкового и речевого пространства. Языковое употребление русского и немецкого, и языковые компетенции служат признаками этнической принадлежности. При этом приобретают значение понятия нации, этноса, культуры и идея совместного национального языка. Необходимо отметить, что упомянутые понятия развились в исторических процессах и оказываются общественными и политическими конструктами. Культура и мнимая принадлежность к тому или иному этносу не могут определять ни признаков личности, ни взглядов на жизнь или образа действия, ни традиций, условий жизни или образов межличностных отношений человека или даже обобщенной толпы. По этой причине критический взгляд на сохранение и на функцию представлений нации, отличающейся как и культурными и этническими признаками, так и собственным языком, является обязательным. Большинство европейских государств оказывается так называемыми языковыми нациями, то есть государствами, которые создают «национальную идентичность» при помощи одного языка. В следствии национально-государственного развития с 19 в. языковая нация характеризуется одноязычным самопониманием.

Итак, самоприписывания к этносу могут совершаться только ситуативно. Они не что иное как бессодержательная оболочка идеи, которая может заполняться в зависимости от ситуации. В качестве положительного отождествления языковое самоприписывание к этносу действует так же на срастание с национальной и культурной основой, как и на связь собственной личности с семейной историей. В дополнение к этому, поскольку «я» связано с русским языком, русской или украинской культурой и обществом, благодаря этническому самоизображению ценность социального и культурного капитала повышается. Рядом с

позитивными эффектами самоприписывания к этносу, концепты этноса, культуры и языка, которые используются, присваивают себе определенные признаки, так же могут причинять разлад и внутреннюю путаницу. Смысл ориентировки и основания собственной личности для мигрантов потерян, потому что ни монолингвизм, ни определенная этническая или культурная принадлежность не может соответствовать действительности их жизни. В этом случае оказывается особенно эффективным ситуативное приписывание своего «я» социальным группам.

Посторонние приписывания к этносу основываются, прежде всего, на иностранных языках и языковых разновидностях немецкого. Таким образом, посредством акцента в произношении немецкого производится атрибуция мнимых групповых признаков и характеристик, а также дифференциация общества в группы «своих» и «чужих». Такое восприятие нередко связано со стереотипами «чужих» и представлениями врага. Посторонние приписывания обнаруживаются в образах обращений к человеку и в названиях человека другими, как например «Piefke», «Ausländer» или «Ausländerin». В сравнении с определенным стандартом немецкого, языковые разновидности отмечены и вместе с атрибуцией стереотипных характеристик, приписывают говорящим определенный социальный и общественный статус. Во многих случаях посторонние приписывания оказываются далекими от знаний, достижений и легитимной позиции в обществе. В конце концов, они оскорбительные и унижающие.

До некоторой степени пострадавшие распознают цель и эффекты приписывания, тем не менее, они не могут избавиться от содержания и смысла приписывания. Таким образом, они вращаются между обдумыванием истинности приписывания и его значения для собственной личности, защитой от несправедливого утверждения и их эмоциональной переработкой. В качестве результатов изложенной динамики можно отметить интернализацию приписывания и приспособление к стереотипу «Ausländer» и «Ausländerin», субверсивные стратегии против стереотипного восприятия и несправедливых приписываний, удаление от осуществляющих власть или комбинация этих способов действия.

Данные три функции возникают в результате воздействия языковой идеологии. В соответствии с преобладающей языковой идеологией в Австрии языки принимают за однородную и стройную языковую систему. Немецкий язык, как и другие языки, стандартизированные, так что отличие от определенного стандарта резко выделяется и социально различается. Такое понимание языков может не просто разделаться с клише,

но оно так же оказывается основой для многочисленных политических и научных теорий. Огромное влияние данной языковой идеологии на концепцию и конструкцию собственной личности становится очевидным в процессе превращения человека в социального субъекта, в приписывании его к этносу и в возможности применения стереотипного представления врага по отношению к нему. В дополнение к этому, как показало исследование, поступки и процессы приписывания, названия и превращения человека всегда происходят в упорядоченном властью пространстве. Превращение человека в социального субъекта обращениями, как например «Ausländer» и «Ausländerin», получается только в тех случаях, в которых языковая идеология способствует различению немецкого языкового стандарта и вариантов немецкого, а так же соединяет говорящих одного языка с национальной или этнической принадлежностью. Идеологическое совпадение языкового сообщества с государством можно увидеть и в Австрии, где уже некоторое время с разной интенсивностью ведется национально-языковой дискурс. Итак, в полуобщественных и как бы частных коммуникациях культурные и языковые факторы определяют основу совместной идентичности.

В конце концов, языковые идеологии имеют немалое значение для конструкции собственной личности. Представления монолингвизма, вечного владения родным языком и потребность заключать мнимую этническую или национальную принадлежность, исходя из родного языка, придают мыслительным и социальным пространствам форму и значение. Поскольку мы в этих пространствах порождаем свои собственные личности, изложенные представления языка и влияют на нас. Несмотря на то, что в принципе представления и понимания нации, этнической принадлежности и культуры — как опыты мигрантов показывают — оказываются устаревшими и неприменимыми, они за неимением альтернатив сохраняются употребительными идентификациями.

7. Literaturverzeichnis

- ABELS, Heinz 1998: Interaktion, Identität, Präsentation. Eine kleine Einführung in die interpretative Theorien der Soziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- ABELS, Heinz 2006: Identität. Ein Lehrbuch. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- AHBE, Thomas 1997: Ressourcen – Transformation – Identität. 207-226 in: Keupp, Heiner (Hg.); Höfer, Renate (Hg.): Identitätsarbeit heute: Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- ALTHUSSER, Louis 1970: Lenin and Philosophy and Other Essays. Ideology and Ideological State Apparatuses (Notes towards an Investigation).
<http://www.marxists.org/reference/archive/althusser/1970/ideology.htm> [letzter Zugriff am 17.01.2010; 22:20]
- ANTAKI, Charles (Hg.); WIDDICOMBE, Sue (Hg.) 1998: Identities in talk. London: Sage.
- ASSMANN, Aleida (Hg.); FRIESE, Heidrun (Hg.) 1998: Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- ASSMANN, Jan 1992: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München: Beck.
- BADE, Klaus J.; EMMER, Pieter C.; LUCASSEN, Leo; OLTMER, Jochen (Hg.) 2007: Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Paderborn: Schönigh.
- BACHTIN, Michail M. 1994: The Bakhtin reader: Selected writings of Bakhtin, Medvedev and Voloshinov. London: Arnold.
- BECK, Ulrich 2003 (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Sonderausgabe zum 40jährigen Bestehen der Edition Suhrkamp. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- BECK, Ulrich; BECK-GERNSHEIM, Elisabeth (Hg.) 1994: Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- BECK, Ulrich 1994: Neonationalismus oder das Europa der Individuen. 466-482 in: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- BENVENISTE, Èmile 1966: Problèmes de linguistique générale. Paris: Gallimard.
- BERGER, Peter L.; LUCKMANN, Thomas 2007 (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. 21. Auflage. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.
- BILDEN, Helga; KEUPP, Heiner (Hg.) 1989: Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel. Göttingen: Hogrefe.
- BILDEN, Helga 1997: Das Individuum – ein dynamisches Selbst vielfältiger Teilselbste. Zur Pluralität in Individuum und Gesellschaft. 227-250 in: Keupp, Heiner; Höfer, Renate (Hg.): Identitätsarbeit heute: Klassische und aktuelle Perspektiven der

Identitätsforschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- BILDEN, Helga 1998: Jenseits des Identitätsdenkens – Psychologische Konzepte zum Verständnis „postmoderner“ Subjektivitäten. *Verhaltenstherapie und psychologische Praxis*, 30, 5-32.
- BOURDIEU, Pierre 1979: *La distinction. Critique sociale du jugement*. Paris: Éditions de Minuit.
- BOURDIEU, Pierre 1990: Was heißt Sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tauschs. Wien: Braumüller.
- BRECKNER, Roswitha 2005: Migrationserfahrung – Fremdheit – Biografie. Zum Umgang mit polarisierten Welten in Ost-West-Europa. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- BROSE, Hanns-Georg; HILDENBRAND, Bruno (Hg.) 1988: Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen: Leske + Budrich.
- BRUNNER, Karl-Michael 1987: Zweisprachigkeit und Identität. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 44, 57-75.
- BUKOW, Wolf-Dietrich; LLARYORA, Roberto 1988: Mitbürger aus der Fremde. Soziogenese ethnischer Minoritäten. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- DAY, Dennis 1998: Being ascribed, and resisting, membership of an ethnic group. 151-170 in: Antaki, Charles (Hg.); Widdicombe, Sue (Hg.): *Identities in talk*. London: Sage.
- DE CILLIA, Rudolf; WODAK, Ruth 2006: Ist Österreich ein „deutsches“ Land? Sprachenpolitik und Identität in der Zweiten Republik. Innsbruck: Studien Verlag.
- DE FINA, Anna 2003: *Identity in narrative: A study of immigrant discourse*. Amsterdam: John Benjamins Publishing Company.
- DE FINA, Anna 2006: Group identity, narrative and self-representations. 351-375 in: De Fina, Anna; Schiffrin, Deborah; Bamberg, Michael: *Discourse and Identity*. Cambridge: Cambridge University Press.
- DE FINA, Anna; SCHIFFRIN, Deborah; BAMBERG, Michael 2006: *Discourse and Identity*. Cambridge: Cambridge University Press.
- DERRIDA, Jacques 1972: *Marges de la philosophie. Collection "Critique"*. Paris: Édition de Minuit.
- DER STANDARD: Nationaler Integrationsplan nicht im Ministerrat. Online-Ausgabe vom 22.12.2009, 11:00. <http://derstandard.at/1259282471003/SPOe-Veto-Nationaler-Integrationsplan-nicht-im-Ministerrat> [letzter Zugriff am 18.01.2010; 09:40]
- DITTRICH, Eckhard J.; RADTKE, Frank-Olaf (Hg.) 1990: *Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- DOUGLAS, Jack D. (Hg.) 1970: *Understanding everyday life: Towards a reconstruction of sociological knowledge*. London: Routledge & Kegan Paul.

- EAGLETON, Terry 1991: *Ideology: An Introduction*. London: Verso.
- ERIKSON, Erik H. 1973: *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- ERIKSON, Erik H. 1977: *Lebensgeschichte und historischer Augenblick*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- FLICK, Uwe; VON KARDORFF, Ernst; KEUPP, Heiner; VON ROSENSTIEL, Lutz; WOLFF, Stephan (Hg.) 1991: *Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*. München: Psychologie Verlags Union.
- FLICK, Uwe 1995: *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. Reinbek: Rowohlt.
- FLICK, Uwe; VON KARDORFF, Ernst; STEINKE, Ines (Hg.) 2007 (2000): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 5. Auflage. Reinbek: Rowohlt.
- FOUCAULT, Michel 1984: *Histoire de la sexualité. La volonté de savoir*, 1976, Band I. *L'usage des plaisirs*, 1984, Band II. *Le souci de soi*, 1984, Band III. Paris: Gallimard.
- FROSCHAUER, Ulrike; LUEGER, Manfred 2003: *Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme*. Wien: UTB.
- FUCHS-HEINRITZ, Werner; LAUTMANN, Rüdiger; RAUMSTEDT, Otthein; WIENOLD, Hanns (Hg.) 2007 (o.A.): *Lexikon zur Soziologie*. 4. grundlegend überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- GAL, Susan 2006: *Migration, Minorities and Multilingualism: Language Ideologies in Europe*. 13-27 in: Mar-Molinero, Clare (Hg.); Stevenson, Patrick (Hg.): *Language, Ideologies, Policies and Practices: Language and the future of Europe*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- GEBHARD, Eike 1988: *Die Stadt als moralische Anstalt. Zum Mythos der kranken Stadt*. 279-303 in: Scherpe, Klaus R. (Hg.): *Die Unwirklichkeit der Städte*. Reinbek: Rowohlt.
- GELLNER, Ernest 1991: *Nationalismus und Moderne*. Berlin: Rotbuch-Verlag.
- GELLNER, Ernest 1995: *Nationalismus und Moderne*. Hamburg: Rotbuch-Verlag.
- GERGEN, Kenneth J. 1996: *Das übersättigte Selbst. Identitätsprobleme im heutigen Leben*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme, Verlag und Verlagsbuchhandlung.
- GERGEN, Kenneth J. 2002: *Konstruierte Wirklichkeiten. Eine Hinführung zum sozialen Konstruktivismus*. Stuttgart: Kohlhammer.
- GOFFMAN, Erving 1967a: *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- GOFFMAN, Erving (Hg.) 1967b: *Interaction ritual. Essays on face to face behaviour*. New York: Pantheon.
- GOFFMAN, Erving 1971: *Relations in public: Microstudies of the public order*. London: The Penguin Press.

- GOFFMAN, Erving 1972: Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- GOGOLIN, Ingrid (Hg.) 2005: Migration und sprachliche Bildung. Münster: Waxmann.
- GOGOLIN, Ingrid 2008 (1994): Der monolinguale Habitus in der multilingualen Schule. 2. unveränderte Auflage. Habilitationsschrift. Münster: Waxmann.
- GUMPERZ, John J. 1975: Sprache, lokale Kultur und soziale Identität. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann.
- HALL, Stuart 2000 (1994): Rassismus und kulturelle Identität. 2. Auflage. Hamburg: Argument-Verlag.
- HANKS, William F. 1990: Referential space. Language and lived space among the Maya. Chicago: The University of Chicago Press.
- HITZLER, Ronald; HONER, Anne 1994: Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. 307-315 in: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- HITZLER, Ronald; EBERLE, Thomas S. 2007: Phänomenologische Lebensweltanalyse. 109-118 in: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 5. Auflage. Reinbek: Rowohlt.
- HOPF, Christel 1991: Qualitative Interviews in der Sozialforschung. Ein Überblick. 177-182 in: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Keupp, Heiner; von Rosenstiel, Lutz; Wolff, Stephan (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München: Psychologie Verlags Union.
- HOERDER, Dirk; LUCASSEN, Jan; LUCASSEN, Leo 2007: Terminologien und Konzepte in der Migrationsforschung. 28-53 in: Bade, Klaus J.; Emmer, Pieter C.; Lucassen, Leo; Oltmer, Jochen (Hg.): Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Paderborn: Schönigh.
- HUSSERL, Edmund 1931: Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge. Husserliana. Band I. Den Haag: Nijhoff.
- JÜTTEMANN, Gerd (Hg.) 1985: Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Weinheim: Beltz.
- KELLER, Catherine 1989: Der Ich-Wahn. Abkehr von einem lebensfeindlichen Ideal. Zürich: Kreuz Verlag.
- KEUPP, Heiner 1988: Riskante Chancen. Das Subjekt zwischen Psychokultur und Selbstorganisation. Heidelberg: Asanger.
- KEUPP, Heiner 1989: Auf der Suche nach der verlorenen Identität. 47-69 in: Bilden, Helga; Keupp, Heiner (Hg.): Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel. Göttingen: Hogrefe.
- KEUPP, Heiner 1997: Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung. 11-35 in: Keupp, Heiner (Hg.); Höfer, Renate (Hg.): Identitätsarbeit heute: Klassische und

- aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- KEUPP, Heiner (Hg.); HÖFER, Renate (Hg.) 1997: Identitätsarbeit heute: Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- KEUPP, Heiner; AHBE, Thomas; GMÜR, Wolfgang; HÖFER, Renate; MITZSCHERLICH, Beate; KRAUS, Beate; STRAUS, Florian 2008 (1999): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. 4. Auflage. Reinbek: Rowohlt.
- KLINGENSTEIN, Grete (Hg.); LUTZ, Heinrich; STOURZH, Gerald 1979: Biographie und Geschichtswissenschaft: Aufsätze zur Theorie und Praxis biographischer Arbeit. Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit. Band VI. München: Oldenbourg.
- KNOBLAUCH, Hubert 1995: Kommunikationskultur. Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte. Berlin: de Gruyter.
- KRAMSCH, Claire 2003 (1998): Language and Culture. Oxford Introductions to Language Study. 4. Auflage. Oxford: Oxford University Press.
- KRAPPMANN, Lothar 1971: Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen. Stuttgart: Ernst Klett Verlag.
- LAMNEK, Siegfried 1995 (1988): Qualitative Sozialforschung. Methodologie. Band I. 3. korrigierte Auflage. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- LENHARDT, Gero 1990: Ethnische Identität und sozialwissenschaftlicher Instrumentalismus. 191-213 in: Dittrich, Eckhard J.; Radtke, Frank-Olaf (Hg.): Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- LUCKMANN, Thomas 1979: Persönliche Identität und Lebenslauf – gesellschaftliche Voraussetzungen. 29-46 in: Klingenstein, Grete (Hg.); Lutz, Heinrich; Stourzh, Gerald: Biographie und Geschichtswissenschaft: Aufsätze zur Theorie und Praxis biographischer Arbeit. Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit. Band VI. München: Oldenbourg.
- LUCKMANN, Thomas 1980: Lebenswelt und Gesellschaft: Grundstrukturen und geschichtliche Wandlungen. Paderborn: Schöningh.
- LUCKMANN, Thomas 1988: Persönliche Identität und Lebenslauf – gesellschaftliche Voraussetzungen. 73-88 in: Brose, Hanns-Georg; Hildenbrand, Bruno (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen: Leske + Budrich.
- LUCKMANN, Thomas 2007: Lebenswelt, Identität und Gesellschaft. Schriften zur Wissens- und Protozoziologie. Konstanz: UVK.
- MACINTYRE, Alasdair 1988: Whose justice? Which rationality? London: Duckworth.
- MAR-MOLINERO, Clare (Hg.); STEVENSON, Patrick (Hg.) 2006: Language, Ideologies, Policies and Practices: Language and the future of Europe. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- MATTHES, Joachim 1976 (1973): Einführung in das Studium der Soziologie. 2. Auflage. Reinbek: Rowohlt.

- MAYRING, Philipp 2000 (1983): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 7. Auflage. Weinheim: Beltz.
- MAYRING, Philipp 1991: Qualitative Inhaltsanalyse. 209-213 in: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Keupp, Heiner; von Rosenstiel, Lutz; Wolff, Stephan (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München: Psychologie Verlags Union.
- MEAD, George H. 1995 (1973): Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. 10. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- OBERNDÖRFER, Dieter 2005: Sprache und Nation. 231-248 in: Gogolin, Ingrid (Hg.): Migration und sprachliche Bildung. Münster: Waxmann.
- ROMMELSPACHER, Birgit 1997: Identität und Macht. Zur Internalisierung von Diskriminierung und Dominanz. 250-269 in: Keupp, Heiner (Hg.); Höfer, Renate (Hg.): Identitätsarbeit heute: Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- ROWAN, John 1990: Subpersonalities. The people inside us. London: Routledge.
- SCHERPE, Klaus R. (Hg.) 1988: Die Unwirklichkeit der Städte. Reinbek: Rowohlt.
- SCHIEFFELIN, Bambi B. (Hg.); WOOLARD, Kathryn A. (Hg.); KROSKRITY, Paul V. (Hg.) 1998: Language Ideologies. Practice and theory. New York: Oxford University Press.
- SCHIFFRIN, Deborah 2006: From linguistic reference to social reality. 103-131 in: De Fina, Anna (Hg.); Schiffrin, Deborah (Hg.); Bamberg, Michael (Hg.): Discourse and Identity. Cambridge: Cambridge University Press.
- SCHÜTZ, Alfred; LUCKMANN, Thomas 1979: Strukturen der Lebenswelt. Band I. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- SCHÜTZ, Alfred; LUCKMANN, Thomas 1984: Strukturen der Lebenswelt. Band II. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- SRUBAR, Ilja 1988: Kosmion. Die Genese der pragmatischen Lebenswelttheorie von Alfred Schütz und ihr anthropologischer Hintergrund. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- STATISTIK AUSTRIA 2001a: Volkszählung. Bevölkerung 2001 nach Staatsangehörigkeit, Geburtsland und Geschlecht. http://www.statistik.at/web_de/static/bevoelkerung_2001_nach_staatsangehoerigkeit_geburtsland_und_geschlecht_022890.pdf [letzter Zugriff am 17.01.2010; 19:55]
- STATISTIK AUSTRIA 2001b: Volkszählung. Bevölkerung 2001 nach Staatsangehörigkeit und Bundesländern. http://www.statistik.at/web_de/static/bevoelkerung_2001_nach_staatsangehoerigkeit_und_bundeslaendern_022892.pdf [letzter Zugriff am 17.01.2010; 19:57]
- STATISTIK AUSTRIA 2001c: Volkszählung. Bevölkerung 2001 nach Umgangssprache, Staatsangehörigkeit und Geburtsland. http://www.statistik.at/web_de/static/bevoelkerung_2001_nach_umgangssprache_staatsangehoerigkeit_und_geburtsland_022896.pdf [letzter Zugriff am 17.01.2010; 20:01]

- STRAUB, Jürgen 1998: Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs. 73-104 in: Assman, Aleida (Hg.); Friese, Heidrun (Hg.): Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- STRAUSS, Anselm 1974: Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- ULICH, Dieter; HAUßER, Karl.; MAYRING, Philipp; STREHMEL, Petra; KANDLER, Maya; DEGENHARD, Blanca 1985: Psychologie der Krisenbewältigung. Eine Längsschnittuntersuchung mit arbeitslosen Lehrern. Weinheim: Beltz.
- VOLOŠINOV, Valentin N. 1994: Language as Dialogic Interaction. 48-61 in: Bakhtin, Michail M.: The Bakhtin reader: Selected writings of Bakhtin, Medvedev and Voloshinov. London: Arnold.
- WITTGENSTEIN, Ludwig 1984: Tractatus logico-philosophicus. Werkausgabe. Band I. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- WITZEL, Andreas 1985: Das problemzentrierte Interview. 227-255 in: Jüttemann, Gerd (Hg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Weinheim: Beltz.
- WODAK, Ruth; DE CILLIA, Rudolf; REISIGL, Martin; LIEBHART, Karin; HOFSTÄTTER, Klaus; KARGL, Maria 1998: Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- WOOLARD, Kathryn A. 1998: Language Ideology as a field of inquiry. 3-48 in: Schieffelin, Bambi B. (Hg.); Woolard, Kathryn A. (Hg.); Kroskrity, Paul V. (Hg.): Language Ideologies. Practice and theory. New York: Oxford University Press.
- ZIMMERMAN, Don H.; WIEDER, Lawrence D. 1970: Ethnomethodology and the problem of order: Comment on Denzin. 285-298 in: Douglas, Jack D. (Hg.): Understanding everyday life: Towards a reconstruction of sociological knowledge. London: Routledge & Kegan Paul.

Anhang

I. Abstract

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit der Frage, welche Rollen und Funktionen Sprache bei der Selbst-Konstruktion von russischen und ukrainischen MigrantInnen nach der Migration übernimmt. Vom Umgang mit Sprache sollen schließlich Schlüsse auf die sozialen und gesellschaftlichen Strukturen der Lebenswelt von russischsprachigen MigrantInnen gezogen werden. Dazu sind von Juli bis Oktober 2009 zehn Interviews mit zehn Personen, die in Russland oder der Ukraine geboren sind und heute in Wien leben, geführt worden.

Das Selbst wird als ein steter Konstruktionsprozess verstanden, der sich in dialogischer Erfahrung in sozialen Netzwerken vollzieht. Anerkennung und Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen sind daher Voraussetzung für die Konstitution eines Selbst. Ferner haben Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse in der modernen Gesellschaft zur Folge, dass Menschen keine eindeutigen und haltbaren Muster für das Selbst finden. Sie müssen ihr Leben und ihr Selbst in Eigenarbeit organisieren. Das Ergebnis dieser Bemühung hängt von den Strukturen des machtbestimmten Raumes ab, in dem die Konstruktion des Selbst stattfindet. Ressourcen sind wichtige und notwendige Mittel zur Selbstbehauptung. MigrantInnen aus Russland und der Ukraine stellen zum Zwecke der Verortung ihres Selbst diskursiv ethnische, nationale und kulturelle Zugehörigkeiten her. In diesem Zusammenhang spielen sowohl die russische, als auch die deutsche Sprache eine bedeutende Rolle. In der vorliegenden Studie konnten drei Funktionen von Sprache identifiziert werden. Erstens stellen Russisch-Erstsprachkenntnisse der Befragten ein für den Arbeitsmarkt und die soziale Anerkennung relevantes Kapital dar. Zweitens ist die russische Sprache der Konnex zu dem persönlichen und familiären Hintergrund, der die Vergangenheit mit der Zukunft einer Person verbindet und so die sinnvolle Konstituierung eines Selbst ermöglicht. Durch die Gleichsetzung mit einer Nationalsprache schafft Russisch den Brückenschlag zu einer nationalen Geschichte Russlands oder der Ukraine, die wiederum eine Identifikation ermöglicht. Drittens werden sowohl russisch, als auch deutsch für ethnische Selbst- und Fremddeskriptionen herangezogen. Besonders russische Muttersprachen- und Erstsprachenkenntnisse werden als Beleg für eine ethnische Zugehörigkeit funktionalisiert, wohingegen Fremdzuschreibungen auf Abweichungen von einem Standarddeutsch beruhen. Während Selbstdeskriptionen das Selbst in seinem Wert erhöhen, dienen Fremdzuschreibungen einer Wertminderung und einer Statusherabsetzung. Dieser Umstand verdeutlicht, dass Selbst-Konstruktionen einer Person in höchstem Maße von Machtstrukturen einer Gesellschaft beeinflusst werden. Eine Sprachideologie, die ausschließlich eine Sprache als die Sprache einer Nation begreift, sprachliche Elemente als identitätsstiftende Gemeinsamkeiten anerkennt

und Varietäten einer Standardsprache sozial stigmatisiert, schafft eine Teilung einer Gesellschaft in Gruppen von „Gleichen“ und „Fremden“. Die Konstruktion des Selbst mittels Sprache steht bei MigrantInnen besonders deutlich im Kontext von Machtbeziehungen sowie vom Ringen um gesellschaftliche Vormachtstellung.

II. Transkriptionszeichen

3	Pause in Sekunden
[lacht]	Beschreibung der Mimik, Gestik, wortloser Taten und Kommentare zu Äußerungen (lacht, hustet, räuspert sich etc.)
[deutsch; Anmerkung LH]	Kommentar der Transkribierenden
(Seide)	Unsichere Transkription
Und da bin ich/ er hat nicht gesehen	Satzstrukturabbruch
Färberge#	Wortabbruch
Wei:t	Länge
nie	Betonung
(Palü)	Nicht klar verstanden, nach Laut niedergeschrieben
is=es	Wortverschmelzungen
{Das kann ich so: sagen [abgehackt]}	Geschwungene Klammern {} geben Bereich an, in dem Kommentare zu Äußerungen [] gelten
sehen-	Schwebende Intonation
↑	Steigende Intonation
↓	Fallende Intonation
>dann ging ich hinüber<	Schnelle Sprechgeschwindigkeit
<dann ging ich hinaus>	Langsame Sprechgeschwindigkeit

III. Verzeichnis über die geführten Interviews

Name	Geburtsjahr	Geburtsland	Jahr der Migration	Kontaktverfahren
Sascha	1974	Russland	2004	Schneeball
Lidija	1968	Ukraine	2000	Annonce
Tanja	1974	Russland	2008	Annonce
Marina	1984	Ukraine	2008	Annonce
Vsevolod	1984	Russland	2001	Schneeball
Alla	1989	Ukraine	2003	Schneeball
Anna	1985	Russland	1992	Schneeball
Oksana	1985	Russland	1990	Schneeball
Polina	1988	Russland	1993	Schneeball
Katja	1986	Russland	1992	Schneeball

IV. Lebenslauf

- Geboren 1985 in Radstadt/ Österreich
- 2003 – 2004 Einjähriger Arbeitsaufenthalt in Oslo/ Norwegen
- Seit 2004 Freie Mitarbeiterin beim Montafoner Heimatmuseum Schruns/ Österreich, unter anderem bei den wissenschaftlichen Projekten
 - x Oral History Archiv Montafon
 - x Publikation und Ausstellung "Mensch & Berg! Eine faszinierende Welt zwischen Lust und Last" in den Montafoner Museen 2008/ 2009
 - x Publikation und Ausstellung "Grenzüberschreitungen. Von Schmugglern, Schleppern, Flüchtlingen" im Montafoner Heimatmuseum Schruns und im Heimatmuseum Prättigau Grünsch/ Schweiz 2007 – 2009
- 2005 – 2007 Erfolgreiche Absolvierung von sechs Praktika bei Siemens AG Österreich
- 2005 – 2008 Studium der Soziologie an der Universität Wien mit abgeschlossenem Bakkalaureat
- 2005 Teilnahme am einmonatigen russisch-österreichischen Sommerkolleg „Tandem“ in Nižnij Novgorod/ Russische Föderation
- 2007 Teilnahme am dreiwöchigen ukrainisch-österreichischen Sommerkolleg „Tandem“ in L’viv/ Ukraine
- 2008 – 2009 Halbjähriges Auslandssemester an der RGGU in Moskau/ Russische Föderation
- 2008 Mitarbeit bei der Österreichisch-Russischen Freundschaftsgesellschaft (ORFG)
- 2009 Halbjähriges Praktikum bei der Österreich Werbung in Kiev/ Ukraine